



Nr. 4.

Erscheint Sonntags
und ist in der Post-Zeitungsverzeichnisse
unter Nr. 1694 e eingetragen.

Berlin, den 26. Oktober.

Abonnementspreis
bei der Post oder im Buchhandel
vierteljährlich 3 Mark.

1889.

Inhalt: Schneidiges Liebchen. Von Hans Hopfen (Fortsetzung). — Jählegebächtnis und Farbeninn eines Schimpanzen. Von Carus Sterne. — Eine Fahrt auf die Jungfrau. Von J. S. Widmann. — Erinnerungen aus meinem Leben. Von Friedrich Spielhagen (Fortsetzung). — Groß- und Kleinarthen II. Von Karl Emil Franzos. — Die Berliner Kunstausstellung I. Von Dr. R. G. Meyer. — Drei Dramen. Von F. W. — Kleine Kritik.

Schneidiges Liebchen.

Eine neue Geschichte des Majors.

Von
Hans Hopfen.

(Fortsetzung.)

Und immer Urlaub, Urlaub flötete er mir vor den Ohren, der mißgünstige Rekrutenschinder, und ich sah es ihm an, wie er die Wahrheit witterte, daß ich ohne Urlaub anwesend sei.

Das Unglück wollte zum Überfluß, daß ich ihn bei einem Pfänderspiel auf der Wiese, ohne es zu beabsichtigen, überrannte. Er belächelte säuerlich meinen liebebeflügelten Eifer und versicherte, ich sei ihm dabei auf den Fuß getreten. Ich entschuldigte mich selbstverständlich aufs höflichste, und er erwiderte ebenso höflich, daß das gar nichts zu sagen habe. Aber ich konnte in diesem Augenblick bereits fest überzeugt sein, daß es mein ingrimmiger unglücklicher Nebenbuhler unter irgend einer harmlosen Form vor meinen Kommandeur bringen werde, wie ich mir den Nachmittag ohne Urlaub zu nütze gemacht habe. Ich fühlte sozusagen meine Strafe schon auf dem Kopf, und diese Voransicht machte mich wahrscheinlich nicht lebenswürdiger.

Um mein Unheil voll zu machen, mußten auch die guten Parkers an dem schönen Feste teilnehmen. Die kleine Miß sah in der That zum Klaffen aus. Sie schien es darauf angelegt zu haben, durch eine ganz extravagante und doch ganz mädchenhafte Sommertoilette alle anwesenden Fräulein und das Geburtstagskind dazu in Schatten zu stellen.

In meinen verliebten Augen gelang ihr das nun zwar nicht; denn in diesen konnte niemand schöner sein als die Auswählte meines Herzens. Aber die putzige Engländerin machte doch so viel Aufsehen und ward von den Herren so umschwärmt und bewundert, daß nicht alle anwesenden Damen davon erbaute waren und einige Mütter sich zu der Äußerung gedrängt fühlten, man müsse Ausländern oft excentrische Moden hin-

gehen lassen, die anzulegen man seinen eigenen Kindern niemals gestatten dürfte, und was so dergleichen Menschenfreundlichkeiten mehr waren.

Seraphine war in ihrer gehobenen Stimmung bisher wenig oder gar nicht von Miß Parkers Toilettenkünsten gestört worden. Als aber ich, was ich als alter Bekannter und gewohnheitsmäßiger Tänzer der Engländerin gar nicht unterlassen konnte, mich nach dem Befinden der Damen erkundigte und mich mit Mutter und Tochter in ein munteres Gespräch einließ, da wachte in dem so holdbevegten Busen meines Liebchens wieder der schneidige Teufel auf, der mir so manche gute Stunde verderben hatte und noch verderben sollte.

Merkt auf, Ihr jungen Dächse, die Ihr noch im Lieutenantsalter steht, und schreibt Euch diese lehrreiche Geschichte ins Gedächtnis! Wär' ich damals unentwegt bei meiner Pflicht bestanden, hätt' ich, wie es einem braven Soldaten und überlegenen Mannsbild geziemt, mich durch Weiberzorn und Weiberschmeichelei nicht irre machen lassen und mir gesagt: was nicht angehen soll, das unterbleibt eben, seh ich das Käzchen heute nicht, so werd' ich es morgen sehen, der Dienst über alles! mir wären viel Sorgen und Schmerzen erspart geblieben, von der verdienten Strafe gar nicht zu reden.

Principiis obsta! sang Ovidius, der ein gelehrter Meister in der Liebe war. Den Anfängen stelle dich entgegen! Hast du erst einmal ja gesagt, so wirst du's hundertmal thun, denn die da Blut geleckt haben, sind unerfättlich.

Hätt' ich meiner Teuren gesagt: Lieb' ist Liebe, und Unmöglichkeit ist eben was unmöglich ist, und das eine hat mit dem andern gar nichts zu thun. Es wird Dich nicht seliger machen, wenn ich drei Tage Stubenarrest bekomme und dazu einen bedenklischen Merks in der Konduitenliste, der mein Avancement verlangsamten kann. Ich werde Dich nicht weniger lieb haben, wenn ich Dich an Deinem Festtage schmerzlich entbehren muß, und kann Dir meine Liebe anders und besser beweisen als durch eine dumme Insubordination, die keinen von uns glücklicher macht! Hätt' ich so geredet, als sich zum erstenmal die anspruchsvolle Laune in Seraphinens Zärtlichkeit mengte,

ich hätte sie von einer schädlichen Umwandlung kuriert und sie wäre nicht zum zweitemal davon befallen worden.

So aber, da ich ihr in einer so heiklen Verfassung wider besseres Wissen und Erachten blind und widerstandslos nachgegeben hatte, und sie dadurch ihrer Macht über meinen Willen bewußt und froh geworden war, erfüllte sie der Übermut. Sie fand unbändiges Gefallen daran, sich immer wieder und wieder von dem Besitz dieser Macht über meinen Willen zu überzeugen und sich und andern zu beweisen, was sie über mich vermöge mit der einzigen kurzen albernen Zauberformel: „Wenn Du mich lieb hast!“

Während ich noch mit den englischen Damen im besten Gespräch war, überzeugte mich ein Blick, den ich nach Seraphinen sandte, daß sie an dieser Unterhaltung kein Gefallen fand. Immer härter wurden ihre Züge, immer trüber ihr Blick, immer schmaler ihre Lippen, so daß ich, Narr, der ihr alles nach Wunsch thun und lassen wollte, mich unter irgend einem Vorwand von den Parkers empfahl und zu ihr zurückkehrte.

Die Gesellschaft saß in Gruppen auf einem etwa drei Meter breiten, mit großen Fliesen belegten Gang, der allein von dem oberen Stockwerk noch übrig geblieben war und an drei von den vier Seiten des viereckigen Hauptbaues der Ruine noch ganz wohl erhalten hinlief, nach der Innenseite mit einem eisernen Geländer versehen, während nach außen die Reste der alten Mauer mit einzelnen stehen gebliebenen Bogenfenstern, Nischen und Pfeilern vor jedem Unfall schützten. Die Fenster, Altanen und Mauerlücken gewährten nach außen über das weite Land herrliche Fernsicht. Ins Innere sah man über das Geländer zwei Stockwerke tief hinab auf halbzerbröckelten Saal und verfallene Kemenate, in denen sich jetzt Maurer und Zimmerleute fleißig zu schaffen machten, und in den alten Burghof, wo um einen ehrwürdigen Ziehbrunnen drei riesige Linden ihre sanftbewegte Blätterfülle fast bis zu uns emporreckten.

Überall im Gemäuer, und je höher, desto reichlicher, hatten sich Gras, Gesträuch und wilde Blumen eingenistet und gaben dem Bau einen zauberischen Schmuck, als wenn ihn Mütter Natur über seinen Verfall mit eigenem Reichtum hätte trösten wollen.

Von draußen her klang das Tirilieren der Waldvögel, über unseren Häuptern schwirten die Mücken in säulenartigen Schwärmen, und eine Aolsharfe, die vor langen Zeiten zwischen eine erweiterte Schießscharte eingebaut worden war, gab immer wieder denselben sanftklagenden Ton von sich, wenn ein stärkerer Lufthauch sich bei ihr versing.

Die Arbeiter hatten Feierabend gemacht, die Geburtstagsgesellschaft hatte Kaffee gekocht: schöne Mädchen schenkten mit weißen Händen aus weißen Kannen den schwarzen Trank und boten goldfarbigen Kuchen dazu an.

Die Arbeiter, denen man eines von den mitgebrachten Fäßlein Bier zum besten gegeben hatte, ließen aus dem Schloßhof ein schallendes Hurra hoch emporklingen.

Es war ein munterer Anblick, wie sich die wackeren Bursche dort unten um das Spundloch drängten und ihre Gläser füllten, die in der schwindligen Tiefe nur wie eine Handvoll überquellenden Schaumes erschienen.

Lange Querbalken, die sich, sei's als Stützen des alten Gemäuers, sei's als Unterlage für kommende Dielenbretter, mitten über die ganze Breite des Gebäudes von einem Rande der Galerie bis zum gegenüberliegenden streckten, vermehrten für das hinabschauende Auge noch den Eindruck der Tiefe.

Während drunten noch die Maurer johlten, kam ich, wie gesagt, von den Parkers zu Seraphinen zurück und entnahm ihren Fingern eine Tasse Mokka, die sie mir mit etwas gezwungenem Lächeln entgegenhielt, wie um meiner Rückkehr zu ihr vor den Gästen einleuchtenden Vorwand zu geben.

„Es war Zeit, daß Du kamst!“ sagte sie leise. „Wärs Du noch länger jener piritanischen Kofette zu Willen gewesen, ich glaube, ich wäre, um Dich von ihr abzulenken, mit gleichen Füßen da hinunter gesprungen.“

„Um des Himmels willen, wie Du nur so gottlos reden magst!“

„Gottlos? hm! Du freilich wärs aus Liebe zu thun nicht im stande. Du bist ja so vernünftig, so kühl, so überlegt — wie lauwarmer Milch.“

„Das sagst Du mir heute, Seraphine?!“ fragt' ich und sah sie vorwurfsvoll an.

Ihre böse Laune schmolz unter meinem Blick. „Vergieb, Heinrich,“ sagte sie und legte ihre Hand verstoßen auf die meine. „Aber ich kann's nun einmal nicht ertragen, wenn Du mit andern lange sprichst. Und Du bist doch nicht den weiten Weg herübergaloppiert, um mit Parkers zu plaudern. Nicht wahr?“

„Ich dächte nicht.“

„Nun also, plaudere nur mit mir! Nur mit mir!“

Sie sah mich dabei mißtrauisch an, ob diese Beschränkung nicht einen unangenehmen Eindruck auf mich hervorbrächte. Da ich aber glücklich und zufrieden meinen süßen Kaffee ausgeschlürfte, legte sie für den Moment keine weitere Beunruhigung an den Tag.

Leider sah sie, wie Hinz und Kunz sich anschickten, uns zu nahen, wahrscheinlich, um ein Spiel oder einen Waldwandel vorzuschlagen.

„Wenn die dummen Leute mich heute nur das einzige Stündlein, das Dir gegönnt ist, ungestört mit Dir verplaudern ließen! Ich möchte von Dir in einem fort hören, daß Du nur mich liebst und mein gehörst mit Haut und Haar.“

„Weißt Du das nicht ohnehin zur Genüge?“

„Nun ja, ich weiß es wohl . . . aber zur Genüge? Das giebt es nicht, Heinz!“

Die Störenfriede waren nun wirklich da und leider Miß Parke dazwischen. Es war nicht möglich, sich ihrer Aufforderung zu verlagen, und Seraphinen schon gar nicht; sie war ja die Königin des Festes.

„Wo haben Sie denn Ihre schönen Rosen?“ fragte einer von den Jünglingen.

„Ich weiß nicht, wo ich die gelassen habe,“ antwortete sie und sah sich suchend nach allen Seiten um. Aber weder unter dem Tisch, noch unter der Steinbank, noch sonst in der Nähe war der schöne Geburtstagsstrauß zu erblicken.

„Ich werd' ihn im Wagen liegen gelassen haben. Thut nichts. . . . Aber ohne Blume mag ich nicht mit Euch gehen, ich, das Geburtstagskind.“

„Ach was! Seraphine, wir finden im Walde noch Blumen genug für Dich. Komm, komm!“ sagte Miß Parke und hüpfte zierlich der Treppe zu.

Einige stiegen bereits voraus und tummelten sich die Stein-
stufen hinab, andere wollten der Freundin Entschluß durch Gefälligkeit beschleunigen und suchten die Galerie nach dem verlorenen Rosenstrauß ab. Seraphine, durch die Stimme der ihr ver-

haßten Engländerin wie verzaubert, stand starr mit vorwärtsstrebenden Augen da, wurde ein wenig blässer und sagte plötzlich: „Heinrich, ich möchte die rote Blume dort drüben haben!“

„Was für eine Blume denn, Kind?“

„Die dunkelrote dort drüben! an der Mauer! Siehst Du sie nicht?“

O ja, ich sah sie jetzt. Gerade gegenüber aus einem Mauerspalt wuchs auf langem, mit schmalen Blättern spiralförmig umwundenen Stengel eine zierliche Traube von dunkelroten Glockenblumen, die sich dekorativ an dem wettergrauen Gemäuer sehr hübsch machten, zu Seraphinens Toilette aber mir nicht sonderlich zu stimmen schienen. Ein Irrtum, daß sie eine andere Blume meinte, war ausgeschlossen; denn ein langer, fußbreiter, am oberen Ende glattgehobelter Balken lief von unserem Standpunkt in einer geraden Linie zu der Stelle an der Wand, da dies elende Gewächs im Winde sanft seine Glöcklein schaukelte, und der Geliebten Blicke liefen diesen schmalen Balken entlang.

„Die Rosen sind nirgends zu finden!“ Mit diesem Ausruf kam Miß Parker zu uns zurück, zum Aufbruch drängend auch ohne Roser.

In derselben Sekunde raunte mir Seraphine gebieterisch die Worte zu: „Wenn Du mich lieb hast, holst Du mir die Blume, Heinz, und holst sie auf dem kürzesten Wege.“

„Auf dem kürzesten Wege?“ fragt' ich, ohne meine Überraschung mühsam zu verbergen, denn der kürzeste Weg war der fußbreite Balken über dem zwei Stockwerke tiefen Abgrund. Ein Fehltritt, und kein Gott machte mir den gebrochenen Hals wieder ganz.

Sie aber sagte, ohne mit der Stimme zu zittern, obgleich sie leichenbläß geworden war: „Ja, Heinz, auf dem nächsten Wege; aber versteht sich, nur wenn Du mich lieb hast!“

„Wie Du befehlst!“ sagt' ich, machte kehrt und betrat den Balken, vorsichtig, wie in der Turnschule, einen Fuß vor den andern setzend.

Der nächste Weg war jedenfalls nicht der rascheste. Das war so ungefähr mein Gedanke, als ich das Wagestück begann. Ein aufwallender Zorn über solch unerhörte Forderung half mir dabei. Ähnlich wie das Kind sagte, es geschieht meinem Vater schon recht, wenn ich mir die Hände erfriere, warum kauft er mir keine Pelzhandschuhe, so dacht' ich: wenn ich bei dieser Probe, wie höchst wahrscheinlich, das Genick breche, dann wird sie ihr Lebtag keinen so verliebten Narren finden, wie ich einer war. Im nächsten Augenblick aber dacht' ich schon wieder: jetzt steht sie hinter mir mit fieberhaft klopfendem Herzen, und jeder Pulsschlag ist Angst um mein Leben und lodrende Liebe zu mir.

Gleich darauf dacht' ich nichts mehr.

Das kam überraschenderweise so. Der biedere Arbeiter, dem ich mein Pferd anvertraut, war eben, als die Gesellschaft uns zum Aufbruch eingeladen hatte, zu mir getreten, in der Absicht, mir zu sagen, wo er den Fuchs eingestellt habe, und zu fragen, was weiter geschehen solle. Er hatte Seraphinens Wunsch vernommen, und ohne in seiner schlichten Einfalt auf die Vermutung zu geraten, daß in diesem Wunsch nicht so sehr das Bedürfnis nach einer recht überflüssigen Blume, sondern das Verlangen nach einer noch weit überflüssigeren Liebesprobe enthalten sei, war der flinke Zimmermann um die drei Seiten der Galerie herumgerannt, hatte die Blume gebrochen

und kam mir nun dreiviertel der Balkenlänge, den schmalen Steg mit fahnenartiger Sicherheit entlang laufend, in der weit ausgestreckten Hand die Blume, lächelnd entgegen.

Sein gutes Herz und mein gutes Trinkgeld hatten zusammengewirkt, ihn diesen Entschluß rasch fassen und rasch ausführen zu lassen. Sein Beruf hatte ihn schwindelfrei gemacht, er bewegte sich in der schauerlichen Höhe auf dem gefährlichen Holzblock so sicher wie auf ebenem Wiesenpfad. Er riskierte wenig oder nichts, wo ich, hundert zu eins gelegt, ein verloreres Opfer war.

Ich leide zwar auch nicht am Schwindel und hätte vielleicht den Teufelsweg auch mit heiler Haut zurückgelegt . . . aber ich gestehe, es war mir nicht unangenehm, daß der menschenfreundliche Zimmergeselle mir diese, nicht eben rühmliche Gefahr abfürzte und meinem Vorhaben, die Bahn zu vollenden, ein entschiedenes Nein entgegensetzte.

Er reichte mir die Hand, eine Hand wie von Erz, von der gehalten ich die Wendung meiner Füße sicherer vollziehen konnte, und ließ mich nicht los, bis ich wieder auf den Steinfließen der Galerie festen, breiten, sicheren Grund unter mir fühlte.

„Aber, Herr Lieutenant, das ist kein Weg für einen Kavalleristen!“ sagte der gutmütige Kerl und lehnte sich beiseite ans Geländer. Er ließ mich mit aller Hochachtung nicht aus den Augen und hielt mich ohne Zweifel in diesem Augenblick für verrückt.

Seraphine war hinter mir in die Kniee gesunken und sah auf ihren Fersen, als wäre sie kein Glied zu bewegen mächtig. Ich warf ihr die roten Blumen in den Schoß und bemühte mich, sie aufzurichten. Reden konnt' ich in diesem Augenblick nicht.

Sie klammerte sich mit allen zehn Fingern an mich und sah mich mit großen Augen an. Auch ihr schien es schwer zu werden, die Zähne auseinanderzuthun.

Ich setzte sie auf die Bank und lehnte ihr Köpfchen an die Wand. Dann brach sie in Thränen aus. Und das war gut. Nun konnte sie auch wieder reden.

„Wenn Du gestürzt wärest, Heinrich,“ sagte sie leise, „ich wäre Dir nachgesprungen in die Tiefe. Ich hätte Deinen Tod nicht überlebt.“

„Das glaub' ich,“ sagte ich; „aber warum denn sterben?“

„Du hast recht, Heinz, das Leben ist so schön, wenn man sich so geliebt weiß, wie ich und Du.“

„Da nimm Deine Blumen,“ sagte ich nicht ganz ohne Lächeln.

Sie nahm sie, drückte jedes Glöckchen in ihren Fingern, hielt dann die ganze Traube mit halb erhobener Hand am Stengel vor ihr betrachtendes Gesicht und sagte nach einer Weile, als die Hand mit der Pflanze in den Schoß zurückfiel: „Das Ding ist in der Nähe eigentlich gar nicht so hübsch, wie's aus der Ferne schien. Ich kann es gar nicht gebrauchen!“

Sie sagte das in so kläglichem Ton, als ob ihr das Weinen wieder ankäme, und doch so, daß ich über dies seltsame Bedauern aufpassen mußte.

Da lachte sie mit und noch lauter als ich, und danach sagte sie: „Weißt Du, Heinz, das Wagestückchen, darum ich Dich gebeten, ist auch gar nicht so gefährlich, wie ich mir vorgestellt hatte! Der ganz gewöhnliche Kerl, der Maurer, oder was er ist, der lief ja nur so den Balken entlang, ohne auf

seine Schritte zu achten, wie ein Wiesel, wie ein Tänzer. Es ist gar nichts dabei, ich hätte das nicht gedacht!"

"Ich auch nicht," sagt' ich. "Und Du darfst immerhin dabei denken, daß des Mannes Geschäft und tägliche Übung ihn mit solchem Wagemut vertrauter machen als unsereinen."

"Ach, Du bist so gewandt und geschickt, Heinz! Was ein anderer kann, das kannst Du auch . . . Genauer betrachtet, hab' ich Dir gar kein so fürchterliches Probestück zugemutet. Nicht, Heinz? Sag' nicht nein, um der Ruhe meines Herzens willen, um meiner Gewissensruhe willen widersprich nicht! Und dann," fügte sie hinzu und ihre Augen funkelten auf einmal wieder ganz fest und unternehmend, "und dann, Heinz, Du hast ja das Probestück eigentlich gar nicht ausgeführt!"

"Willst Du, daß ich es noch einmal von vorn anfang?" fragt' ich.

"Um Gottes willen, nein! nein!" rief sie und legte beide Hände, so fest sie konnte, auf meinen Arm. "Nein! Du weißt nicht, was ich in jenem Augenblick gelitten habe."

Die wenigen, die den anderen noch nicht in den Wald gefolgt waren und sich um die kleine Parke, die in Ohnmacht gefallen war, zu schaffen gemacht hatten, kamen nun heran und fragten, ob wir nun endlich genug miteinander getuschelt hätten und endlich bereit wären, in den Wald zu gehen.

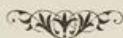
Seraphine bat um meinen Arm und sagte, ich solle mit in den Wald gehen. Ich aber mußte es ablehnen. Die Sonne neigte sich für einen ohne Urlaub Ausgerittenen schon bedenklich, und ich mußte meinem armen Gaul noch viel zumuten, wenn ich zum Abend zur Stelle sein wollte.

Und dies Gefühl war's nicht allein, das mir das Verweilen in der lustigen Gesellschaft verleidete. Ich konnte die Überzeugung nicht abschütteln, daß ich das Fest aus der Hand gegeben, daß ich Seraphinen ein Übergewicht eingeräumt hatte, das ihr nicht zukäme und das sie je eher je lieber mißbrauchen werde. Jetzt schmiegte sie sich zwar wie ein schmeichelndes Kästchen an meinen Arm, sah mich mit verliebten Blicken an und flüsterte reines Entzücken; ich aber fragte mich, ob das trotz alledem Liebe sei, was also thöricht und zwecklos die geraden Glieder, ja das Leben des Geliebten aufs Spiel setzt.

Zudem ärgerte es mich nachgerade doch, daß ich durch des Zimmermanns hilfreiches Dazwischentreten gehindert worden war, meinen wagehalsigen Mut bis zu Ende zu erproben. Und endlich ward mir's mit jeder Minute klarer und klarer, daß die Scene auf dem Balken von sich reden machen, daß sie in allen Kaffeekränzchen des Städtchens wie an allen Bierstischen erzählt und, mit Übertreibungen ausgestattet, weiter erzählt und dadurch mein Ausreiten ohne Urlaub um so sicherer an maßgebender Stelle bekannt werden würde.

So geschah's denn auch. Schon beim Einreiten ins Lager empfing mich mein guter Kamerad mit betrübtem Gesicht. Er hatte meine Abwesenheit mit bestem Willen nicht bemängeln können. Am anderen Morgen waren mein unterbrochenes Balancierkunststück, Seraphinen's Entsetzen, Miß Parke's Ohnmacht, das Zusammentreffen mit dem Hauptmann erster Klasse und andere teils richtige, teils erfundene Einzelheiten der gestrigen Landpartie so allgemein bekannt, daß sie mein Obrist nicht überhören konnte und seine gerechte Entrüstung sich nach und nach bis zum ungerechten Zorn steigerte.

(Fortsetzung folgt.)



Zahlengedächtnis und Farbensinn eines Schimpansen.

Von

Carus Sterne.

I.

Über die geistigen Fähigkeiten der menschenähnlichen Affen besitzen wir eine Reihe zuverlässiger Berichte, die von seitens sorgfältiger deutscher und englischer Tierbeobachter erstattet worden sind, und die uns einen ziemlich hohen Begriff von der Fassungskraft und freien Erziehbarkeit dieser Tiere geben. Ein Schimpanse des Berliner Aquariums konnte von dem Direktor desselben mit an den Gesellschaftstisch genommen werden, benahm sich dort anständig, bediente sich seines Gbestetes und stieß behutlich mit den andern Gästen an. Ein anderes, an einer Halsgeschwulst erkranktes Tier dieser Art führte wiederholt Brehm's Finger an die schmerzende Stelle und ließ sich ruhig, als der Arzt kam, die Eiterbeule öffnen, nachdem es vorher vier Wärter, die es während der Operation festhalten sollten, energisch abgewiesen hatte. Nach der Entleerung reichte es freudigen Blicks und unaufgefordert Brehm und dem Arzte die Hand und umarmte seinen Wärter. Die „wilde“ Marika des Dresdener zoologischen Gartens sah, als sie im Sterben lag, ihren sie besuchenden Pfleger eine Weile ruhig an, küßte ihn dreimal, reichte ihm nochmals die Hand und verschied. Von einem Gibbon hat Bennet erzählt, daß er wegen der Entwendung eines Stückchens Seife gescholten worden war, und dasselbe bei einem neuen Aneignungsverfuche, auf einen bloßen Blick seines Herrn hin, wieder an die alte Stelle legte.

Alle diese bisherigen Beobachtungen bezogen sich aber nur auf das allgemeine Betragen und auf das Vermögen einer gegenseitigen Verständigung, wie wir sie ja auch an unseren Hunden wahrnehmen können, nicht aber auf den Umfang der eigentlichen geistigen Fähigkeiten, über welchen nur regelrecht angestellte Versuche Aufschluß geben können. Einer der Hauptvertreter des neuen Forschungszweiges der experimentellen Psychologie, Professor George J. Romanes in London, der Verfasser des in der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek“ erschienenen Bandes über die „tierische Intelligenz“ und mehrerer ähnlicher, auch ins Deutsche überetzter Werke, hat nunmehr kürzlich an einem geistig besonders hochstehenden Exemplar einer dem Schimpansen ähnlichen Affenart, welches sich seit sechs Jahren im Besitze der Londoner Zoologischen Gesellschaft befindet, systematische Untersuchungen über den Umfang seines Denk-, Zahl- und Unterscheidungsvermögens angestellt und über die recht merkwürdigen Ergebnisse derselben, sowohl in seinem unlängst erschienenen Buche „Mental Evolution in Man,“ wie auch in einem am 4. Juni 1889 gehaltenen Vortrage vor der Zoologischen Gesellschaft einen Bericht erstattet. Wir werden daraus weiter unten einen Auszug geben, um unsererseits einige kritische Bemerkungen daran zu knüpfen, wollen aber zunächst einige Angaben über das betreffende Tier vorausschicken, die einer vor drei Jahren in den Verhandlungen der betreffenden Gesellschaft von dem Superintendenten ihres Gartens A. de Bartlett veröffentlichten Abhandlung entnommen sind.

Der im Jahre 1883 in Liverpool angekaufte Anthropoide ist von dem gemeinen Schimpansen, der jetzt öfter lebend nach Europa kommt, offenbar der Art nach verschieden, scheint aber mit den von Paul du Chaillu vor mehreren Jahrzehnten aus Inner-Afrika mitgebrachten, im Britischen Museum aufbewahrten Schimpansen identisch zu sein. Gesicht, Hände und Füße sind bei dieser Art von schwarzer Farbe, während sie beim gewöhnlichen Schimpansen weiß oder blaß fleischfarben sind. Kopf und Gesicht sind nicht mit den langen Haaren bedeckt, welche bei der letzteren Art einen vollen Wadenbart bilden, sondern fast kahl; nur ein paar kürzere Haare befinden sich auf dem Kopfe. Die Ohren sind groß und flach, die Nasenlöcher aufgebbläht, die Lippen, besonders die Unterlippe, dick, und der Schädel ist höher als bei dem gemeinen Schimpansen. Da keine Übergänge

bekannt sind, so stellte Bartlett ihn als Vertreter einer besonderen Art auf, die er mit Rücksicht auf die Kahlköpfigkeit als Kahlköpfig-Schimpanse (*Troglodytes calvus*) unterschied.

Das „Sally“ gekaufte Tier (ein Weibchen) zeigte vom ersten Tage an eine auffallende Vorliebe für tierische Nahrung, die Herrn Bartlett um so mehr überraschte, als er niemals einen Schimpanse gefunden hat, der irgend eine Art von Fleisch genossen hätte. Bald nach ihrer Ankunft fing die Affin an, kleine Vögel zu töten und zu verzehren. Zudem sie dieselben am Halse ergriff, bis sie ihnen den Kopf ab und verspeiste sie gänzlich, ohne selbst die Federn zurückzulassen. Einige Monate hindurch tötete und verzehrte sie jeden Abend ein Täubchen. Später wurde ihr gekochtes Hammelfleisch und Rindfleischbrühe gereicht, und diese Nahrung bekam ihr sehr gut. Daß sie sich nicht erst in der Gefangenschaft an die Fleischnahrung gewöhnt hatte, sondern daß der Tierfang ihrer natürlichen Lebensweise entsprach, ging auch daraus hervor, daß sie sich als geschickte Mattenfängerin erwies und viele Matten, die in ihren Käfig kamen, fing und tötete, und ferner, daß sie die Gewohnheit zeigte, die unverdaulichen Stoffe, Federn und dergleichen, in Klümpchen, ähnlich den „Gewöllern“ der Raubvögel, wieder emporzuwürgen. Die Erscheinung war um so interessanter, als die Vegetarianer unter Richard Wagners Führung gerade damals angefangen hatten, die menschenähnlichen Affen als reine Fruchtfresser dem Menschen zum Vorbilde hinzustellen, und sie zu dem Beweise heranzuziehen, daß Früchte und Vegetabilien die „einzig naturgemäße“ Nahrung des Menschen und seiner nächsten Verwandten im Tierreich darstellen sollten.

Die geistige Begabung der Affin erwies sich von Anfang an als der des gemeinen Schimpansen beträchtlich überlegen. Mit geringer Mühe könnte man ihr Dinge lehren, die eine gewisse Überlegung und Verstand erfordern. Sie erkennt z. B. diejenigen Personen wieder, deren Bekanntschaft sie bereits gemacht hat, und bezeigt den Farbigen besondere Aufmerksamkeit, indem sie bei ihrem Anblick ein lautes Geschrei erhebt, etwa wie *ba u, ba u*, *ba u* klingend, gleichsam als wollte sie dieselben als Landsleute begrüßen. Sehr anhänglich an ihre Wärter, wird sie niemals müde, mit ihnen zu spielen und zu schäkern, und ist, wenn auch mitunter etwas launenhaft, doch im allgemeinen von frohlicher Gemütsstimmung. Bemerkenswert ist die Ausdehnung, bis zu welcher sie fähig ist, die menschliche Sprache zu verstehen, was eine Stufe der geistigen Entwicklung andeutet, die nach Romanes derjenigen ähnlich ist, in welcher sich ein Kind, wenige Monate bevor es sprechen lernt, befindet, und die sicherlich höher ist als diejenige irgend eines sonst bekannten Tieres. Nichtsdestoweniger bestehen ihre einzigen Versuche, mit eigener Stimme zu antworten, in drei eigentümlichen grunzenden Lauten, von denen der erste Zustimmung oder Bejahung andeutet, der zweite, dem ersteren sehr ähnliche, eine Abneigung oder Verneinung, und ein dritter, von den ersteren beiden völlig verschiedener, eine Art Dankagung oder Anerkennung für Günstbezeugungen. Durch Nachahmung des Anfanges eines eigentümlichen eintönigen „Gesanges“, den sie mitunter zum besten giebt, können ihre Wärter sie gewöhnlich zur Vollbringung einer Reihe merkwürdiger Handlungen veranlassen. Zuerst dehnt sie dann ihre Lippen in der bekannten röhrenförmigen Form aus, die in Darwins „Ausdruck der Gemütsbewegungen“ abgebildet ist und allgemein auf Mißmut gedeutet wurde, während sie zur selben Zeit einen seltsamen heulenden, durch regelmäßige Intervalle unterbrochenen Ton singt. Die Unterbrechungen werden dabei immer kürzer und kürzer, während die Stimme lauter und lauter wird und mit einer Steigerung zu gellenden Schreilauten endet, oft begleitet mit einem Trommeln der Hinterfüße und kräftigem Schlagen gegen das Netzwerk ihres Käfigs. Die ganze Vorstellung, welche einer Klage über ihre Gefangenschaft oder einem Kriegsgefange verglichen werden könnte, endigt mit einem schwachen Grunzen.

Alle diese Äußerungen machten in Herrn Romanes den Wunsch rege, ihre geistigen Fähigkeiten genauer zu untersuchen; aber das wäre nur möglich gewesen, wenn er das Tier, wie früher einmal einen der Gesellschaft gehörigen Kollschwanz-

Affen (*Cebus*), hätte für längere Zeit mit in seine Behausung nehmen dürfen. Allein dies ging nicht an, weil die Affin die Hauptanziehungskraft, sozusagen die Primadonna des Zoologischen Gartens bildet; und da ein Hin- und Hertragen Gesundheitsbedenken gegen sich hatte, die eigentliche Besuchszeit aber genauere Studien nicht gestattete, so mußten die früheren Morgenstunden für die seit Jahr und Tag geplanten Untersuchungen ausgenützt werden. Den nun folgenden Bericht des Prof. Romanes über die Ergebnisse seiner Beobachtungen gebe ich mit einigen Auslassungen und Einschüblingen in fast wörtlicher Übersetzung:

Nachdem er die Wärter für die geistige Mitarbeit angeworben hatte, erjuchte er sie, die Affin wiederholt um ein, zwei oder drei Strohhalme zu bitten. Sie brachte dieselben von dem Strohlager in ihrem Käfig nur aufzuheben und auszuhandigen. Bei diesen Anforderungen sollte keine bestimmte Ordnung eingehalten, aber wenn sie eine nicht verlangte Zahl auszuhandigen wollte, ihre Gabe abgelehnt werden, während, wenn sie die richtige Zahl gab, die Gabe angenommen und mit einem Stück Obst bezahlt werden sollte. Auf diesem Wege konnte dem Tiere voraussichtlich beigebracht werden, diese drei Zahlen mit den betreffenden Zahlworten zu associieren. Schließlich wurde sie belehrt, wenn zwei oder drei Strohhalme verlangt wurden, den einen oder zwei Halme in ihrem Munde zu halten, bis sie den Überrest aufgehoben hätte, um dann die zwei oder drei Halme zusammen abzuliefern.

Sobald das Tier begriff, was von ihm verlangt wurde, und die drei Zahlen mit ihren Namen zu verbinden gelernt hatte, verfehlte es niemals, die verlangte Zahl von Strohhalmen richtig herzugeben. Der Unterricht wurde dann in einer ähnlichen Weise von drei auf vier und von vier auf fünf ausgedehnt. Hierbei gestattete Professor Romanes aus sogleich darzulegenden Gründen den Unterricht zu beenden. Aber in neuerer Zeit hat einer der Wärter versucht, den Unterricht bis auf zehn auszudehnen. Das Ergebnis ist indessen dasjenige gewesen, welches vorausgesehen werden konnte. Obgleich die Affin sehr selten ein Mißverständnis bei der Aushändigung von ein, zwei, drei, vier oder fünf Strohhalmen, je nach der verlangten Zahl begeht, und obwohl sie gewöhnlich auch noch in der Aushändigung von sechs oder sieben genau ist, so wird das Ergebnis mehr und mehr ungewiß, wenn die Zahlen acht, neun oder zehn genannt werden, als ob es sich dabei um Raten und Mutmaßungen handelte. Es geht indessen klar hervor, daß sie die Worte sieben, acht, neun und zehn dahin versteht, daß dieselben höhere Zahlen als die früher gelernten bedeuten; denn wenn sie um irgend eine dieser Zahlen (d. h. über sechs) ersucht wird, giebt sie stets über sechs und nicht mehr als zehn; es ist aber bei der Aushändigung nicht mehr dieselbe beständige Genauigkeit vorhanden, als bei den Zahlen unter sechs. Mit einem Worte also, während kein Zweifel ist, daß dieses Tier genau eine Strohalmzahl bis fünf berechnen kann, so vermindert sich über fünf hinaus die Genauigkeit seiner Rechnung und zwar mit den höheren Zahlen fortschreitend.

Es muß bemerkt werden, daß die Affin eine gewisse Idee von Multiplikation entwickelt; denn sehr häufig (besonders wenn sie es mit Zahlen über fünf zu thun hat) legt sie einen langen Strohalm so zusammen, daß er zwei Enden darbietet und wie zwei Strohhalme aussieht. Alle die vergleichsweise seltenen Irrtümer, die sie gegenwärtig noch bei der Beschäftigung mit Zahlen unter sechs begeht, sind fast ohne Ausnahme auf ihre Versuche, die Strohhalme in dieser Weise zu verdoppeln, zurückzuführen. In diesem Zusammenhange ist daran zu erinnern, daß durch die oben auseinandergesetzte Methode, die Strohhalme getrennt in den Mund zu stecken, bis die verlangte Zahl beisammen ist, bei einer höheren Zahl eine beträchtliche Steuer auf ihre Geduld gelegt wird; und da ihre Bewegungen bedachtsam sind, während ihr Vorrat von Geduld nur klein ist, so ist es allen Beobachtern klar geworden, daß die Verdoppelung der Strohhalme die Absicht verfolgt, sich Mühe zu ersparen, indem sich so die Summe mit größerer Geschwindigkeit vervollständigen läßt, als es möglich ist, wenn jeder Halm für sich aufge-

hoben werden muß. Natürlich wurden diese zusammengelegten Strohhalme nicht als Äquivalent für zwei Halme anerkannt, und deshalb ist die Ausdauer, mit welcher sie versucht, sie als solche anzubringen, als Offenbarung ihrer Idee von Multiplikation um so bemerkenswerter. Indessen ist Professor Romanes anzunehmen geneigt, daß die Unsicherheit, die ihrem Umgang mit den Zahlen sechs und sieben anhaftet, in weiterem Maßstabe ihrem Geduldsangel als ihrem Rechnungsangel zuzuschreiben ist, obwohl er glaubt, daß über sieben hinaus ihr Zahlen-Überschlag verschwommen wird und in der bloßen Allgemein-Idee des Vielen untergeht. Es muß auch besonders bemerkt werden, daß sie beim Auflesen und Indenmundstecken der Halme einzig auf diese und nicht auf die Person blickt, die sie verlangte, und daher in ihren Antworten sicherlich nicht durch Lesen im Gesichtsausdruck, unbewußte Gesten u. s. w. beeinflusst wird, wie dies ohne Zweifel bei manchen Hunden der Fall ist, denen mitunter von ihren Eigentümern die Gabe des „Gedankenlesens“ zugeschrieben wird. Es braucht nicht hinzugefügt zu werden, daß nach der Rennung der verlangten Halmenzahl Stillschweigen beobachtet wurde, bis dieselbe ausgehändigt war.

Mitunter entwickelt das Tier eine eigene Art von Humor, wenn man es um Strohhalme bittet, ohne ein Stück Banane oder anderes Obst als Gegengabe bereit zu halten. So erzählt ein Herr Harold Picton, er habe es eines Tages mit den gewöhnlichen Worten des Wärters: „Give me two straws, Sally!“ um zwei Strohhalme ersucht. Erst schien das Tier von der Aufforderung keine Notiz zu nehmen, obwohl es den Bittsteller, der sich mit einem Freunde allein vor dem Käfig befand, wohl bemerkt hatte; aber freilich wohl auch, daß er mit leeren Händen kam. Als nun die Bitte ein zweites und drittes Mal wiederholt wurde, bückte sich die Affin plötzlich, nahm ein großes Bündel von Strohhalmen vom Boden, stieß es durch das Gitter nach den Besuchern hin und setzte sich dann, diesen den Rücken zuwendend, nieder, als wollte sie andeuten, daß man sie in Ruhe lassen möchte, und daß ohne Bezahlung weiter kein Stroh gereicht würde. Sie that indessen nicht weiter empfindlich und war einen Augenblick darauf ebenso heiter wie zuvor. Der Berichterstatter hatte den Eindruck, als wenn ihr die Abwechslung Spaß gemacht und als ob sie eine Befriedigung empfunden hätte, auf ein solch unbilliges Verlangen fremder Personen die richtige Antwort gegeben zu haben.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zu dem Bericht des Herrn Romanes und zu der psychologischen Analyse seiner Beobachtungen zurück. Es würde unnötig und sogar unverständig sein, anzunehmen, sagt derselbe, daß der Affe bei seinem „Zählen“ ein Ziffern-System anwende. Wir wissen aus unserer eigenen Erfahrung, daß es verschiedene Arten des Rechnens giebt, ein Unterscheiden zwischen niederen Zahlen durch unmittelbare Schätzung zwischen zwei Quantitäten der Sinnes-Auffassung, und ein Unterscheiden zwischen zwei Zahlen von irgend einer Größe durch Markierung jeder Auffassung mit einem besonderen Zeichen. Die Ausdehnung, bis zu welcher die erstere Art von Schätzung beim Menschen geführt werden kann, hat den Gegenstand einer Untersuchung von Professor Freyer ausgemacht. Seine Versuche bestanden in der Feststellung der Zahl von Gegenständen (wie z. B. der Punkte auf einem Stück Papier), welche in einem Augenblick mit Genauigkeit geschätzt werden können, und es wurde gefunden, daß die Zahl durch Übung eine bedeutende Steigerung erlaubt, bis sie sich bei einigen Personen auf mehr als zwanzig erhöht. Aber natürlich kam bei einem Tiere ein so hoher Grad von Fortschritt selbst bei dieser nicht ziffermäßigen „Rechnung“ nicht als erreichbar erwartet werden. Das Äußerste, was hier in Aussicht genommen werden kann, ist, daß ein Tier einen solchen Grad von Geschicklichkeit erwirbe, wie er von einem jungen Kinde oder von solchen Wilden dargeboten wird, deren Fähigkeiten für genaue Berechnung sich nicht über diejenigen Zahlen zu erstrecken scheinen, die im sprichwörtlichen „Bis fünfze zählen“ enthalten sind. Herr Romanes hatte daher auch nicht er-

wartet, den Unterricht dieses Affen über die Zahl fünf hinauszuführen, und das Ergebnis, welches spätere Versuche geliefert haben, ihm Zahlen bis zur Höhe von zehn zu lehren, entsprach, wie schon bemerkt, genau dem, was vorausgesehen werden konnte. Es muß hier hinzugefügt werden, daß in den wenigen bekannten Berichten von Tieren, die irgend welche Fähigkeiten in Zahlrechnung zeigten, dieselben sich nicht über die Zahl fünf erstreckt haben. So z. B. sagt Veroy in seinem bekannten Bericht über das Zählvermögen der Krähen: „Um diesen argwöhnischen Vogel zu täuschen, wurde der Plan entworfen, zwei Männer in das Wachtthaus zu senden, von denen der eine wieder wegging, während der andere blieb, um den Vogel zu schießen, wenn er zum Neste zurückkehren würde; aber die Krähe zählte und hielt sich außer Schußweite. Am nächsten Tage kamen drei, und wieder beobachtete sie, daß nur zwei zurückkehrten. Schließlich wurde es nötig befunden, fünf oder sechs Männer zum Wachtthaus zu senden, um ihre Berechnungen umzuwerfen.“ Dagegen erzählt uns Puzeau (in seinem Buche über die geistigen Fähigkeiten der Tiere), daß Maulesel, die man in Neu-Orleans vor Pferdewagen spant, fünf Fahrten von einem Wegziel zum andern zu machen haben, und daß sie vier dieser Fahrten ohne ein Zeichen der Erwartung, ausgepannt zu werden, vollenden, aber gegen das Ende der fünften zu trompeten beginnen.

Die einzige sonstige Richtung, in der Romanes bisher der Schimpanse Fassungsvermögen geprüft hat, bestand in dem Versuche, ihr die Namen der Farben zu lehren. Das Ergebnis war indessen ein so vollständig negatives, daß er geneigt ist, zu denken, das Tier müsse farbenblind sein. Da wir uns mit dieser Schlussfolgerung nachher genauer beschäftigen werden, ist es nicht ohne Interesse, zu sehen, wie die bei den Versuchen angewandte Methode kurz zu beschreiben. Sie bestand darin, daß Herr Romanes sich Strohhalme von lebhafter grüner, blauer, schwarzer u. s. w. Färbung, wie man sie zu bunten Stroharbeiten verwendet, verschaffte und dann der Affin je zwei Halme von möglichst verschiedener Färbung vorlegte und sie aufforderte, einen Halm von bestimmter Farbe zu wählen, worauf sie natürlich bei richtig getroffener Wahl ebenfalls mit einem Stückchen Obst belohnt wurde. Auf diesem Wege lernte sie geschwind zwischen den weißen Halmen und denen von beliebig anderer Färbung unterscheiden; aber zur Unterscheidung der einzelnen Farben konnte sie durchaus nicht gebracht werden. „Nun ist,“ schließt Professor Romanes, „die Unterscheidung zwischen weißen Strohhalmen und denen von irgend einer andern Farbe eine derartige, daß sie auch von einem farbenblinden Auge erwartet werden könnte; und von der Thatsache, daß die Affin stets fähig ist, diesen Unterschied zu erblicken (sie sucht lange und geduldig nach einem Stroh von irgend einer Farbe, wenn ihr gesagt wird, daß in der Matte von weißen Halmen, die ihr Bett darstellen, so etwas vorhanden wäre, und liest es gegebenen Falls heraus), während sie nicht belehrt werden kann, die eine Färbung von der andern zu unterscheiden, schließe ich, daß ihre Unfähigkeit in dieser Richtung nicht irgend einem Mangel ihrer Intelligenz, sondern irgend einem Fehler in ihrem Vermögen der Farbenempfindung zuzuschreiben ist.“

(Schluß folgt.)



Eine Bahn auf die „Jungfrau.“

Von

H. V. Widmann (Bern).

Am 18. Oktober hat ein Herr Moriz Köchlin aus Zürich, der als Ingenieur beim Bau des Eiffelturms eine hervorragende Rolle spielte, dem schweizerischen Bundesrat das Konzeptionsgesuch für eine Bahn auf die Jungfrauspitze

eingereicht. Die Kosten sind auf nur 10 Millionen Franken veranschlagt. Der Fahrpreis hin und zurück soll, von Lückbrunnen aus, wo die Bahn ihren Anfang nimmt, 35 Frk. betragen. Bei 30000 Fahrgästen in einer Saison hofft man für die Aktionäre eine Rendite von 7½ pCt. herauszuschlagen. Die „Eidgenössische Bank,“ — nebenbei bemerkt, nicht ein Bankinstitut der Eidgenossenschaft, sondern eine seit vielen Jahren bestehende, wohlangelegene Privat-Bank, — beschäftigt sich ernsthaft mit der finanziellen Begründung dieses Projektes, das an Großartigkeit seinesgleichen nicht hat.

Indem wir hier auf diesen märchenhaften Plan näher eingehen, wollen wir jene berechtigte Gefühlsregung, die man immerhin Sentimentalität heißen mag, beiseite setzen, jene Regung des Bedauerns nämlich, die uns in erster Linie ergreift, wenn wir vernehmen, daß irgendwo auf dem Erdenrund ein bisher in stolzer, unnahbarer Einsamkeit gelegener Fleck, sei es nun die von Stour durchschweifte Grassteppe, sei es, wie hier, eine im Zirndiadem strahlende Bergesmajestät, dem allgemeinen Weltverkehr, dem Ansturm des Menschengewähls zugänglich gemacht wird. Es leuchtet dieser Gefühlsregung gegenüber die Verstandeserwägung im Recht, daß auf unabsehbar lange Zeit hinaus die Erde doch noch immer demjenigen, der die heilige Wildnis sucht, solche von Menschen nie oder selten betretene Punkte darbietet wird, und dem Goetheschen Wort: „Wer sich der Einsamkeit ergibt, o! der ist bald allein,“ noch in ferne Zukunft die ihm zu Grunde liegende Voraussetzung einsamer, seitwärts vom Weltgewühl liegender Orte nicht fehlen dürfte. Auch fällt der Gedanke ins Gewicht, daß jeder Triumph des menschlichen Geistes über die rauhen Naturmächte ein sicherer Gewinn ist, und daß die Erschließung herrlicher Gegenden für viele Tausende in ähnlicher Weise dürfte begrüßt werden, wie wir uns freuen, daß 3. B. unsere klassischen Dichter durch billige Ausgaben popularisiert worden sind. Warum sollte etwas so Wunderbares, wie die Aussicht vom Gipfel der „Jungfrau,“ auf alle Zeiten hinaus nur dem Manne von starken Knochen, dem abgehärteten Bergsteiger, der außerdem reich genug ist, eine große Summe für Träger und Führer zu bezahlen, vorbehalten bleiben? Warum sollten nicht auch feinnervige Menschen, die vielleicht auch die feiner fühlenden, die für den unbeschreiblichen Naturgenuß dankbareren sind, daran teil haben? Und endlich, — selbst diese starken Bergsteiger, in welchem Zustand der Erschöpfung, der ihnen den Genuß wesentlich schmälerte, langten sie meistens auf dem Gipfel an! Man sieht, daß gegenüber solchen Erwägungen, bei denen wir den Gewinn einer höchsten Station für meteorologische und andere naturwissenschaftliche Beobachtungen noch gar nicht berührt haben, das sentimentale Bedauern über den das Echo der Gletscherwände wehenden Pfiff der Lokomotive nicht zu sehr in Betracht kommen kann.

Aber wird die Durchführung dieses Werkes überhaupt möglich sein? Eine Bahn durch Schnee- und Gletscherevidnisse hinauf in eine Höhe von fast 14000 Fuß (genau 4167 Meter) über Meer, ist sie nicht ein Unding?

Die technische Herstellung des Bahnkörpers halten wir für möglich. Wie bei der sich vortrefflich bewährenden Pilatusbahn werden die Systeme des Zahnrads und des Drahtseils passend ineinandergreifen und die hierüber vorliegenden Dispositionen bieten an sich nichts Neues. Die Steigungsverhältnisse überschreiten die bis jetzt gestatteten nirgends. Wasser liefert der Berg reichlich; vor dem Gefrieren wird man daselbe durch chemische Mischungen schützen können. Oben, namentlich zum Schutz gegen Lawinen, sind längere Tunneln vorgesehen, die durch Transversalgalerien freier Luft zugänglich sein werden. Auf der Spitze soll in den Felsen hinein ein Schutzhaus, vielleicht sogar ein Hotel angelegt werden in direktem Zusammenhang mit dem oberen Ausgang des höchsten Tunneln.

Daß menschlicher Scharffinn, menschliche Energie in Verbindung mit der außerordentlichen Maschinenteknik der Neuzeit und bei genügenden Geldmitteln dies alles herzustellen vermögen, scheint uns glaubwürdig.

Größere Bedenken haben wir bezüglich der Betriebsfähigkeit der Bahn. Das harte Leben der Mönche auf dem Großen St. Bernhard ist eitel Wollust zu nennen im Vergleich zu den Entbehrungen, die an das Betriebspersonal dieser Bahn gestellt werden. Noch selten haben Bergsteiger auf dem Gipfel der „Jungfrau“ länger als eine Viertelstunde ausgehalten. Auch beim schönsten Sommerwetter brausen dort meistens heftige, in solcher Höhe natürlich eiskalte Stürme. Die meisten „Jungfrau“-Bergsteiger, die wir persönlich kennen, konnten sich sogar nur wenige Minuten auf dem Gipfel aufhalten. Zurchtbar sind auch in dieser Höhe die oft plötzlich ausbrechenden Gewitter mit Blitzschlag. Ein Blitzschlag war es, der vor einigen Jahren jene unglücklichen Bergsteiger (Wettstein und Genossen aus Zürich) in den Abgrund schmetterte. Nun mag freilich der Tunnel oben gegen ein solches Ungewitter Schutz gewähren. Aber der Sturm und das Schneetreiben (auch im Hochsommer) kann so rasend werden, daß eine Rückfahrt des Zuges vielleicht auf mehrere Tage hinaus unmöglich wird. Lebensmittel mitzunehmen, wie auf eine Nordpolexpedition, dürfte jedenfalls rätlich scheinen.

Sodann, — zehn Monate des Jahres mindestens liegt der ganze obere Bahnkörper unter Schnee und Eis. Und die Massen des Schnees sind derartig, daß Sonne und Föhn allein nicht genügen, den Bahnkörper zu befreien. Da werden Arbeiter nötig sein, aber Arbeiter, die im Früh Sommer unter vielleicht unglaublich schlechten Verhältnissen die schwere Arbeit bewältigen sollen und dabei genährt werden müssen, für die man Obdach schaffen muß. Was mag es außerdem zu thun geben an Ausbesserungen nach einem derartigen Nordpolwinter!

Damit man diese unsere zweifelnden Bedenken besser würdige, schließen wir mit einem Hinweis auf ein viel bescheideneres Unternehmen, das dennoch bis jetzt nicht zur Ausführung gelangen konnte.

Herr Ingenieur Goffet in Bern hatte beim internationalen Touristenpublikum Beiträge gesammelt, um wenige hundert Schritte unterhalb des Gipfels der „Jungfrau“ eine Schutzhütte in der Art der gewöhnlichen Klubhütten aufzustellen. Namentlich aus England waren so beträchtliche Summen eingegangen, daß nach der finanziellen Seite diese Unternehmung für gesichert angesehen werden durfte. Der zu Ehren der englischen Königin „Victoriahütte“ genannte, in kleine Teile zerlegbare, außerordentlich praktisch eingerichtete Bau wurde von Herrn Goffet zuerst in Bern auf öffentlicher Promenade ausgestellt, von zahllosen bergkundigen Leuten besucht und gelobt, dann — das war vor zwei Jahren — nach dem Wallis gebracht und mit unsäglicher Mühe auf Eggjochhorn hinaufgeschafft. Dort nun, unweit vom Gasthof Eggjochhorn, steht unseres Wissens diese Hütte noch immer, weil bisher kein Sommer eine genügende Reihe schöner Tage gebracht hatte, um den Transport (auf dem Rücken von Trägern) nach der Jungfrau Spitze zu gestatten. Wir fügen bei, daß Herr Goffet selbst einer unserer unerschrockensten und zähesten Bergsteiger ist und ein Mann von ungewöhnlicher Energie. Gleichwohl hat er einstweilen auf die Ausführung dieses seines Lieblingsplanes verzichten müssen, und wie bescheiden nimmt sich doch derselbe aus gegenüber dem Riesengerüst einer Jungfrauabahn!

Wir werden nun zunächst zu gewärtigen haben, ob der schweizerische Bundesrat diesem Projekt überhaupt seine Konzeption erteilt, und behalten uns hierüber eine spätere Mitteilung vor. Expropriationen jedenfalls wird diese Bahn nicht notwendig machen; denn die Adler, Gemsen und Murmeltiere, durch deren Gebiet sie gehen soll, haben keinen Advokaten, der ihre alten Rechte vertritt.



Erinnerungen aus meinem Leben.

Von

Friedrich Spielhagen.

✻

(Fortsetzung.)

Und liegt nun schon für mich auf dem pommerischen Lande dieser Zauber, so komme ich in Verlegenheit, soll ich den schicklichen Ausdruck finden für das Unendliche, das ich dem Meere schulde. Ich weiß es sicher: es ist meine erste Liebe gewesen, und ich bin überzeugt: es wird auch meine letzte sein. Wie oft hat, als nun doch geschieden sein mußte, der junge Student in Berlin oder Bonn einen seltsamen Traum immer genau in derselben Weise geträumt! Den Traum, daß er über Berg und Thal, Felder und Wälder schwebte dem Meere zu, das er nicht sah, dessen Nähe er aber ahnte, nach dem ihn eine unwiderstehliche Sehnsucht zog, die ihm das Herz klopfen machte, bis es nun plötzlich vor seinen Blicken lag — grenzenlos, schimmernd in jenem magischen Licht, das nur in unsere Träume scheint, — und er, vor Freude laut aufweinend, erwachte.

Nun hat sich freilich die herbe Schärfe dieses Heimwehs im Laufe der Jahre abgestumpft, aber in Form eines chronischen, die meiste Zeit latenten, dann jezuweilen mit akuter Gewalt hervorbrechenden, ist es mir doch geblieben. Und seltsamerweise ist es nicht das Meer im allgemeinen, das es mir angethan hat: es ist ganz speciell die Ostsee, wie sie so viele Jahre hindurch tagtäglich vor den Augen des Knaben lag.

Und es blieb wahrlich nicht bei der bloßen Augenweide, obgleich man sich gerade bei der Ostsee zur Not auch an dieser genügen lassen kann. Es giebt nichts Lieblicheres als die stillen, von Busch und Baum oder saftigen Wiesen bis an den schmalen, gelben Strandstreifen eingerahmten Buchten der pommerischen und besonders der Rügenischen Küste. Wem braucht man von den Schönheiten der Ufer bei Putbus, Sahnitz, Stubbenkammer, Arkona zu erzählen! Es kommen da, zumal im Herbst, Beleuchtungen vor, die, wie die an dem Mittelmeere, jeder Beschreibung spotten, und selbst diese noch übertreffen in dem unendlichen Reichthum, vor allem in der Zartheit der Farben, welche durch die ganze Skala laufen, besonders in lila und grünlichen Tönen das Wundersamste leisten, gelegentlich aber auch in majestätischer Kraft und Intensivität mit jenen wenigstens den Vergleich nicht zu scheuen brauchen. Nicht in Neapel und nicht in Palermo und Syrakus habe ich das Meer so wunderbar schwarzblau gesehen, wie ich es eines Abends von der Spitze der „Ballastkiste“ im Stralsunder Hafen sah, während die Sonne hinter der Stadt in tyklopischen, von Feuer-gluten angestrahnten Wolken unterging; die sandigen Uferhöhen der Rügenischen Küste drüben und die Segel der Fischerboote, die vereinzelt auf der regungslosen Wasserfläche schwammen, in tiefstem Rot leuchteten, und über den dunkeln Himmel vom Festlande nach der Insel, von dem schwarzblauen Spiegel unter ihm reflektierend, sich der prachtvollste Regenbogen spannte.

Der Hafen existiert nicht mehr, oder man hat ihn doch, indem man ihm einen viel stattlicheren, weiter nach Osten gerückten Nachfolger gab, auf das Altenteil gesetzt. Ich vermute, aus guten Gründen, denn er war eng, unbequem, verschlammmt und bot den Schiffen keinen genügenden Schutz. Aber wieder

ist mit ihm eine jener Stätten verschwunden, bei denen meine Erinnerung am liebsten weilt. Da ist wohl in meinen Jugendjahren kaum ein Tag vergangen, an welchem ich dem alten Hafen — und wäre es nur auf wenige Minuten gewesen — nicht meinen Besuch abgestattet hätte in immer neuer unerhöflicher Freude an dem bunten Treiben. Was gab es da nicht alles zu sehen, zu beobachten? Das Kommen und Gehen der schwerfälligen Fährboote; das Aus- und Einladen der an der Ballastkiste aufgereichten Schiffe; die vielfältige Arbeit der Matrosen an Bord, der Zimmerleute auf der „Lastadie,“ wo Fahrzeuge aller Art, große und kleine, gebaut oder „kalfatert“ werden und es so köstlich nach frischgeschnittenem Holz und heißem Teer riecht, während der Schlag der Äxte, das Bohren der Hämmer, das Klopfen der Schlegel, das Knirschen der Sägen von ringsher erschallen. Dann, am andern Ende des Hafens: das Feilschen und Handeln der ehrbaren Bürger und Bürgerfrauen, der derben Honoratioren-Mägde an den Fischerbooten, die heute morgen von allen Enden und Kanen der Küste mit Heringen gekommen sind — allzuvielen leider! Denn trotzdem es bereits auf Abend geht und gute Nachfrage war, ist noch nicht die Hälfte verkauft, und der Preis eines „Wall“ (achtzig Stück) ist bereits auf einen Silbergroßchen gesunken! O, du lieber alter Stralsunder Hafen, die Erinnerung an dich gäbe ich nicht um Faustus' Zauber Spiegel! Du hast mir eine Welt erschlossen — die Welt des Meeres, zu einer Zeit, als die Liebe zu seiner heiligen Flut noch voll in mein jungfräisches Herz strömen konnte, unendliche Sehnsucht weckend, die Phantastie beflügelnd, die junge Brust mit heißem Drang zu hohen Thaten schwellend, Thaten, die — leider auch nur Träume bleiben sollten, wie sie der mystisch gewordene Held von Goethes unsterblichem Gedicht träumt, als er nun endlich spät, — viel zu spät für ihn und für uns, — ein Greis, auf den schon die Lemuren lauern, — von der Geisterburg mit halberlöschten Augen auf dich herniederblickt.

Es ist eine verhältnismäßig schmale Wasserstraße, an der Stralsund liegt. Der Tag braucht noch nicht besonders klar zu sein, um uns auf der gegenüberliegenden Rügenischen Küste jede irgend hervorragende Einzelheit erkennen zu lassen. Nur nach Norden hat man einen freieren Blick, und auch nicht auf die offene See, der die kleine, seitdem von der Sturmflut in zwei Teile gerissene Insel Hiddensee vorgelagert ist. Durch die schmale Straße geht ein starker Strom, der sie dem Versandetwerden aussetzt und so, zum größten Nachteil der Stadt, die Schifffahrt erschwert und beeinträchtigt. Aber diese Beschränktheit und Enge der heimischen Gewässer, die den ehrbaren Kaufherren viel sorgenvolle Stunden bereiten mochten und in der That bewirkt haben, daß Stralsund im Laufe der Zeiten aus der Reihe der großen Emporien ausgeschieden ist — dem Knaben kamen sie gar trefflich zu statten. Er durfte hier, wo spiegelglatt die Flut sich vor ihm dehnte, oder von dem Anhauch frischer Winde sich in mäßigen Wellen fürchte, welche nur ein seltener Sturm zu wilder Wut peitschte, von Sommer- bis Herbstesanfang die schon als Kind in der Winterschwimm-anstalt zu Magdeburg erlernte Kunst üben; die Kraft der Muskeln stählen an den Rudern, mit denen er das leichte Boot oft genug bis hinüber zur Rügenischen Küste trieb, oder im Schlittschuhlauf, wenn nun der Winter gekommen war und die Wasser unabsehbar weit hinaus mit einer festen Eisdecke überzogen hatte. Da hat denn wohl der Knabe die Stunden, die das

Kind in der Klippenschule bei dem Küster zwecklos verträumt, redlich wieder eingebracht. Wie oft ist da dem Eifrigen die Nacht herabgesunken mit ihrem Sternengefunkel, die Klüste hüben und drüben in Dunkel hüllend, durch welches, häufiger von der Stadt-, seltener von der Inselseite, rötliche Lichter dämmerten; die Fischer, die draußen gefischt hatten, auf ihren, mit den langen, eisengespißten Stangen windschnell getriebenen „Befschlitten“ gespensterhaft vorüberhuschten; endlich das Klingeln eines verspäteten Schlittens auf der „Bahn“ den Unermüdliehen mahnte, daß es auch für ihn die höchste Zeit zur Heimkehr sei!

Ich höre den Leser sagen: wozu die Schilderung von Dingen und Scenerieen, die uns ja aus Deinen Romanen zur Genüge bekannt sind? Aber ich schreibe ja diese Blätter wesentlich deshalb, um abzurechnen zwischen dem, was mich ein günstiges Geschick auf meinem Lebenswege mühelos finden ließ, und dem anderen, was Fleiß und Kunst dazu thun mußten, damit aus dieser Vereinigung ein Dichtwerk wurde. Und so möge er mir verstatten, hier noch etwas weiter auszuholen. Es wird sich da klärlieh zeigen, wie wenig es mein besonderes Verdienst ist, wenn ich von dem Meere und den „Werken des Meeres“ etwas innigere Erfahrung habe, als sie der, welcher im Binnenlande groß geworden, füglich haben kann.

In dem amtlichen Wirkungskreise meines Vaters nahm die ihm obliegende Sorge für die Wasserbauten des Regierungsbezirkes eine breite Stelle ein. Da galt es, jene enge Wasserstraße, von der ich oben gesprochen, in gutem Stande zu erhalten, die alten Lotsenstationen zu überwachen, für zweckmäßige Anlage neuer Rat zu schaffen, und so vieles der Art. Das machte denn häufige Wasserfahrten notwendig, für die ihm ein segeltüchtiges, schmuckes, mit bequemer Kajüte versehenes, von zwei Matrosen bemanntes Fahrzeug, „der Mutter“ genannt, zur steten Verfügung stand.

Nun war es seine freundliche Gewohnheit, wenn es die Umstände verstatteten, von seinen Söhnen einen und den andern, vielleicht auch ein paar auf diesen Fahrten mitzunehmen. So habe ich denn jene herrlichsten Punkte Rügens, die jetzt in jedermanns Munde sind, zu einer Zeit kennen gelernt, als sie für den Binnenländer kaum noch entdeckt und selbst dem nachbarlichen Straßbunder schwer zugänglich waren. Immer werde ich des sonnigen Mittags denken, als dem von der See Herangesegelten die stolzen Kreideseilen der Stubbenkammer zum erstenmal aus der blauen Flut aufstiegen; immer jenes monddurchglänzten Abends, als ich zum erstenmal die Buchen über dem stillen, schwarzen Wasser des Herthasees ihr geheimnisvolles Lied räumen hörte. Wie unvergeßlich bleibt mir jener andere Abend, als ich zum erstenmal über den zitternden Wellen vom Strande von Arkona aus den roten Feuerball der Sonne am Horizonte schweben und versinken sah und dem durch das Steingeröll am Ufer Irrenden fast leibhaftig die Greifengestalt des Apollonpriesters Chryses erschien, wie er zu seinem Gotte fleht, die ihm geschehene Schmach an den Achäern zu rächen; und die des Heldenjünglings, wenn er der Mutter klagt, daß ihm Zeus die Ehre vorenthalte, die ihm gebühre, den sie geboren habe, „nicht lange zu wandeln im Lichte.“ Goethe rühmt einmal gelegentlich der italienischen Reise den Homer, der, angesichts der Schöne und Majestät des Meeres, erst recht in seiner Dichtergröße erscheine. So rechne ich es zu den höchsten Begünstigungen meines Lebens, daß ich mich in meinen Lieblings-

dichter hineinträumen durfte, als mir das griechische Original noch ein Buch mit sieben Siegeln war, zu dem ich nur erst den oft so wunderbar verschnörfelten Schlüssel der Voss'schen Übersetzung in der vor Erregung zitternden Hand hielt.

Und völlig homerisch mutet es mich an, gedenke ich des „Nuden.“

Der Nuden aber ist eine kleinste, an dem östlichen Eingang der Wasserstraße, vor dem Ausfluß der Peene, zwischen dem Festlande und Rügen gelegene Insel. Sie besteht aus schierem Sand, der sich nur an der Mönchgut zugekehrten Seite etwas breiter dehnt und höher hebt, um, nach der Mitte sich zusammenziehend, am anderen Ende in einer vom Wasser überfluteten, nabelscharfen Spitze auszulaufen. In jener, von der nördlichen Düne ein wenig geschützten Mitte drei, vier niedrige Häuschen für die Lotsen und den Steueraufseher; hinter den Häuschen ein paar magere Kartoffelfelder; vor denselben liliputanische, mit Muscheln eingefasste Gärtchen, in denen die Reseda wunderlieblich duftet, und die Sonnenblumen ihrem geliebten Gestirn vom Aufgang bis zum Niedergang das Antlitz zuwenden können.

Diese sich nur ein paar Fuß über den Meerespiegel erhebende Sandbank ist der Augapfel des Vaters. Er nennt sie mit Stolz „sein kleines Königreich.“ Hat er es nicht geschaffen, so muß er es doch fortwährend gegen die Wut der Elemente, die es ihm entreißen wollen, schützen durch kunstvoll angelegte Buhnen, sorgsam gepflegte Plantagen von Strandgras, durch ein paar hundert Tännchen fogar, die er an dem breiteren Ende dem Sande anvertraut hat, und die es freilich noch weit haben, bis man sie, selbst in der Übertreibung, ein Gehölz nennen kann, aber doch, den Umständen nach, fröhlich gedeihen. Da ist es denn begreiflich, daß die Handvoll weltabgeschlossener Bewohner den jeweiligen Besuch des Mannes, der wie ein Vater für sie sorgt, und den sie wie einen Vater verehren, jedesmal als ein Freudenfest feiern und seine Zungen, wenn er sie mitbringt, sozusagen auf den braunen, von den Werken des Meeres gehärteten Händen tragen. Ich habe seitdem gelegentlich wohl auf Fürstenschlössern in seidnen Betten geschlafen. Es war das soweit eine ganz angenehme Situation. Aber in wie tiefen Schatten tritt sie, gedenke ich der steinharten Seegrasmaträze, auf der den Übermüden des Windes Brausen und des Meeres Rauschen in traumlosen Schlaf wiegen, aus dem er dann des Morgens, wenn die Sonne durch die niederen Fenster in das weißgetünchte Stübchen mit seinen schwärzlichen, urväterlichen, kajütenmäßigen Möbeln fiel, erwachte, himmelhellen Sinnes den Wundern, die ihm der Tag bringen würde, entgegenjauchzend.

Dieser Wunder nicht geringstes war der in diesen Gewässern stationierte große Dampfbagger mit den unendlichen eisernen Polypenarmen, die er, kuckend und stöhnend, rastlos in das Wasser senkte und wieder hob, die sandgefüllten Kübel in die zu beiden Seiten befestigten flachen Prahme auszu-schütten. Ein ausrangierter Dampfer, der, als er seinen stolzen Namen „Alder“ empfing, nicht geahnt hatte, zu welchem melancholischem Geschäft er einst degradiert werden würde, nahm die Gefüllten dann ins Schlepptau und schaufelte mit ihnen langsam einer indifferenten Stelle an der Küste zu, wo sie sich ihrer Last entledigen durften. Die Arbeit überwachte der Inspektor, ein älterer, bescheidener, gutherziger Mann. Sie begann im frühesten Frühjahr, um im späten Herbst zu endigen.

Während der ganzen Zeit verließ der Mann seinen Posten nicht. Ich begreife jetzt schwer, wie er, der doch auch einmal, wie der „Adler“, dessen Kajüte sein Wohn-, Speise- und Schlafzimmer war, in die Ferne gestrebt haben mochte, so, abgesehen von jedem Verkehr mit gebildeten Menschen, die schauerliche Einförmigkeit seines Berufes durch viele Jahre ertragen hat, ohne darüber wahnsinnig zu werden; damals erschien er mir als der beneidenswerteste aller Sterblichen. Er, der beständig den Himmel über sich, die Wellen unter sich hatte und des Abends in der traulichen Kajüte beim dampfenden Grog so prächtige Geschichten zu erzählen wußte: von dem Sturm im vergangenen Herbst, der, wenn er noch eine halbe Stunde länger gewährt, die ganze Flottille vernichtet hätte; von dem englischen Schoner, der in diesem Frühjahr bei Mönchgut strandete, und dessen Besatzung, als die Lotsen endlich herankommen konnten, nur noch in einem großen, heulenden, schwarzen Neufundländer bestand — denselben, der jetzt zu den Füßen des Erzählers so behaglich schnarchte. Und weiter: dem Fischadler, der gestern auf einen Kieienlachs gestoßen hatte, das Ungetüm nicht aus dem Wasser heben, aber auch aus seinem fetten Rücken die zu tief eingeschlagenen Fänge nicht wieder lösen konnte und so, als Opfer seines Opfers, schreiend und mit den Flügeln schlagend, an der Oberfläche des Wassers hingeschleppt wurde, bis er den Blicken der staunenden Zuschauer in den ferneren Wellen verschwand.

Es ist möglich, daß, wenn der gute Mann mit einförmiger und von der Seeluft (vielleicht auch dem Grog) etwas heiserer Stimme dies und ähnliches erzählte, er die strenge Grenze, welche die Wahrheit zwischen sich und der Übertreibung zieht, nicht immer einhielt. Ich möchte es wenigstens nachträglich aus dem behaglichen Lächeln schließen, das bei gewissen Stellen über das gute Gesicht des Vaters spielte. Aber wer dürfte dem Erzähler von Abenteuern sein gutes odysseeisches Recht schmälern? Wie wir weiter unten sehen werden, hatte der Knabe, der da mit großen Augen an den Lippen des Wundermanns hing, alle Ursache, mit seinen Bedenken zurückzuhalten, auch wenn sie ihm gekommen wären.

Sie kamen ihm aber nicht und konnten ihm nicht kommen, der so manches von dem, was da erzählt wurde, selbst erleben durfte, und das ihm noch heute als ein halbes, ja als ein ganzes Wunder erscheint. So, daß er mit dem Leben bei folgendem Ereignis davontam.

Er hatte auf eine große, dort „Seerabe“ genannte Möwe, die auf der äußersten, bereits vom Wasser stellenweise überfluteten Spitze der Insel saß, sehlgeschossen. Der mächtige Vogel erhob sich, fiel aber nach einem zweiten Schusse aufs Wasser zurück, nicht tot, da er weiter schwamm, sondern nur flügelahm. Die abgeschossene Flinte auf den Sand legen, mich der Kleider entledigen, in das Wasser laufen, bis es tief genug zum Schwimmen wurde — es war das Werk von wenigen Minuten. Da schwammen wir denn beide: ich und etwa hundert Schritte vor mir der arme Vogel, der nur manchmal den Kopf ein wenig nach mir zurückwandte. Der Zwischenraum, wie sehr ich mich auch abmühte, blieb derselbe, — stern chase is long chase, sagt der Engländer, — ich mußte endlich die augenscheinlich hoffnungslose Jagd aufgeben. Zu meinem Besremden sah ich nun, wie weit ich mich von der Insel entfernt hatte; aber das Besremden wurde zum Schrecken, als ich bemerkte, daß ich mich, trotzdem ich rüstig genug schwamm und

die See spiegelglatt war, meinem Ziele nicht nur nicht näherte, sondern ganz zweifellos weiter von demselben abtrieb. Ich hatte von dem Strom gehört, der, je nach dem Stande des Wassers, mit wechselnder Kraft um die Spitze der Insel lief. In diesen Strom war ich geraten. Das mußte ich mir sagen, sagte es mir auch, und daß, wenn ich das Herzklopfen, welches mich bei der schauerlichen Gewißheit überkommen hatte, nicht bändigte, ich rettungslos verloren sei. Ich war, wie ich mich denn auch sonst durchaus frei bewegen durfte, allein auf meine Expedition gegangen; auf dem sonneüberglänzten Strande, dessen äußerster Rand längst für mich versunken war, zeigte sich niemand; und wer, wenn sein Blick nicht zufällig die Richtung nahm, hätte den Punkt im Wasser, der mein Kopf war, bemerken sollen? In dem Moment, als mir meine gefährliche Lage klar geworden war, hatte ich mich auch darüber schlüssig gemacht, was ich zu meiner Rettung thun müsse. Ich mußte, um nicht immer weiter abzutreiben, mich seitwärts wendend, die letzte Kraft daran setzen, aus dem Strom zu kommen. War mir das gelungen, wollte ich, in dem Wasser still auf dem Rücken liegend, — was ich gut verstand, — ruhen, bis ich im Stande sein würde, die eigentliche Rückfahrt anzutreten.

Zweifellos unter dem Schutz einer gnädigen Lenkthea — obgleich ich sie nicht sah — nicht einmal in der Form eines Wasserhuhns — und sie mir auch keinen Schleier zurückließ — habe ich dies Programm ausführen können und bin nach ich weiß nicht wie langer Zeit an einer von meiner Ausfahrt weit entfernten Stelle wieder ans Ufer gekommen, zwar „kraftlos von der schrecklichen Arbeit und der Stimme beraubt und des Atems,“ aber nicht, ohne mir, als ich — wie ich wohl notgedrungen mußte — mein Abenteuer beichtete, eine väterliche Strafpredigt zuzuziehen. Eine sehr milde, gütige, denn er war allezeit die Milde und die Güte selbst, der liebe Vater. Und hatte ich nicht der Moral, in die sie doch auslaufen mußte: daß, wer sich in Gefahr begiebt, darin umkomme, indem ich glücklich der drohenden Gefahr entran, die Spitze abgebrochen?

Eine andere Moral und die mir für mein Leben ein Leitstern geworden, zog ich selbst aus einem zweiten Abenteuer, das mir nicht minder in treuem Gedächtnis geblieben ist, obgleich es dabei keinerlei Gefahr zu bestehen gab.

(Fortsetzung folgt.)



Groß- und Kleinrussen.

Von

Karl Emil Franzos.

II.

Der nächste „freigewählte“ Hetman war ein russischer Oberst, Skoropadski; dies Detail ist bezeichnend; Kleinrußland wurde behandelt, als ob es nicht gegen, sondern für Mazepa gekämpft hätte. Auch nachdem dieser militärische Despotismus aufgehört, wurde energisch und rücksichtslos centralisiert, die Wehrverfassung geändert, die Bevölkerung zwangsweise übersiedelt, um Raum für großrussische Kolonien zu gewinnen, die alte Gemeindeverfassung beseitigt, die Leibeigenschaft eingeführt, der Adel mit moskowitzischen Elementen verjagt. Die Hetmanwürde war nicht viel mehr als ein bloßer Titel geworden, welchen die Regierung an irgend einen staatsstreuen Magnaten der Provinz verlieh. Ein solcher Mann war auch der letzte

zu verdächtigen suchten, bezogen die ersten Romanows und ihre Bojaren die Erzieher für ihre Söhne aus Kleinarussland. Der Gedanke, nun einen ähnlichen Vorgang im großen einzuhalten, lag nahe und mußte insbesondere jenem Zaren, unter dem die politische Annexion erfolgte, Alexei Michailowicz, dem Vater Peters des Großen, einleuchten; er war selbst von einem Kiewer Priester erzogen, des Kleinarussischen mächtig und — gleich seinen beiden nächsten Nachfolgern, Feodor und Sophia — bereits von einem gewissen Bedürfnis nach Bildung und einer instinktiven Achtung vor der Kultur erfüllt. Dem Norden die Errungenschaften des geistig vorgefahrenen Südens zuzuwenden, mußte diesen Regenten an sich wünschenswert erscheinen; auch die uralte Tradition wies sie auf denselben Weg — schon fünfhundert Jahre zuvor hatten ja Moskau und Nowgorod aufgenommen, was Kiew geschaffen, — und ebenso der Bann ihres dumpfen Glaubens: Lehmeister durfte nur der rechtgläubige Süden sein, nicht der papistisch-lutherische Westen. Wenn also Zar Alexei wiederholt die „russischen Schriften, welche im Süden verfaßt werden,“ als einen „Stolz Rußlands“ rühmte, so war dies zwar eine politische Tendenzzüge, aber zugleich eine Demonstration für seine Bildungspläne.

Daselbe Doppelspiel der Beweggründe wird auch an der Wahl des ersten und wichtigsten Mittels zum Zwecke offenbar: der Berufung der hervorragendsten Kleinarussischen Schriftsteller und Priester nach Moskau, wo ihnen Geld und Ehren im Überflusse winkten. Da dies zur selben Zeit geschah, als die Vergewaltigung des Volkstums im Süden begann, so pflegen die großrussischen Historiker häufig den Schluß daraus zu ziehen, daß es mit der letzteren nicht so schlimm gewesen sein könne. Und doch sind diese Berufungen nur ein Glied derselben Kette, und vielleicht das wichtigste: die Nation verlor ihre besten Männer zu einer Zeit, da sie ihrer am meisten bedurfte. So wurden, um nur die hervorragendsten Namen zu nennen, Simeon Polocki und Demetrius Kostowski, beide Theologen und thätig auch als Dramatiker, als Kirchenfürsten nach dem Norden berufen, ersterer nach Moskau, letzterer nach Tobolsk; so kam der hochgebildete Mönch Medwedjew, der nachmals der erste Bibliograph Rußlands wurde, als Erzieher an den Zarenhof; so fanden die nachmaligen intimsten Vertrauten Peters des Großen, Semilian Ukrainzew und Theophan Propowicz, ersterer als Diplomat, letzterer als Metropolit von Pskow, so Stephan Jaworski als Vorsitzender des Synods im Norden einen glänzenden Wirkungskreis. Der geringeren Geister, welche auf ähnliche Bahnen geführt wurden, können wir hier nicht namentlich gedenken; sie zählen nach Duzenden. Es wird uns nicht verwundern, zu hören, daß bei all diesen Berufungen nicht bloß dem nordischen Mönchtum gegenüber, welches sich begreiflicherweise aus Konkurrenzgründen heftig gegen die Invasion dieser gebildeten Elemente sträubte, sondern auch ohne sonstige ersichtliche Veranlassung stets betont wurde: die Berufenen seien nach Glauben und Sprache ganz echte Russen, und noch weniger verwunderlich wird es uns erscheinen, daß in scharfem Gegensatz zu dieser Behauptung gleichzeitig die Mahnung an diese Männer gerichtet wurde: so zu sprechen und zu schreiben, „daß man sie verstehen könne,“ — wohl aber ist es eine überraschende und der Erklärung bedürftige Erscheinung, daß sie sämtlich dem Rufe der Regierung folgten, und dann mehr oder minder nachdrücklich in dem anbefohlenen Sinne wirkten. Zwei Motive sind hierbei zu berücksichtigen, ein äußeres und ein inneres: alle diese Männer hatten in der Heimat den Druck schlimmer materieller und sozialer Verhältnisse zu ertragen; sie waren karg entlohnte Priester oder Lehrer, die in den Augen der herrschenden Klasse zur Plebs zählten; der Woiwode, der katholische Priester, der polonisierte Adelige blickten höhnisch auf sie herab; auch offene Gewaltthat war ja nicht selten. Wie mächtig mußte auf sie die Verlockung wirken, plötzlich aller Sorgen entbunden zu sein und um derselben Thätigkeit willen, welche ihnen bisher Kummer und Gefahr gebracht, in einem mächtigen Nachbarreiche einen glänzenden, selbst den kühnsten Ehrgeiz befriedigenden Wirkungskreis zu erhalten! Noch wichtiger aber muß

der Umstand erscheinen, daß sie sich der Tragweite ihres Entschlusses für ihre eigene und ihres Volkes Zukunft nicht bewußt waren, ja nach ihren Anschauungen und der Lage der Verhältnisse gar nicht bewußt sein konnten. Sie waren Kämpfer gegen ein Volk, welches sich in Glauben und Sprache von dem ihren unterschied; daß sie dabei auf den Glauben größeres Gewicht legten, war durchaus natürlich, weil dieser herbere Angriffe zu erdulden hatte; sie waren ferner in ihrer Eigenschaft als Priester oder Halbpriester Lehrer an Bruderschaftsschulen; in Rußland aber war ja ihre Kirche die unbedingt herrschende. Daß ihnen der nationale Gegensatz zu ihren nordischen Glaubensgenossen nicht fühlbar gewesen, läßt sich freilich nicht behaupten, nur hielten sie ihn für keinen unveröhnlichen; die einen nahmen sich vor, ihre literarische Thätigkeit in beiden Sprachen fortzusetzen; andere, und gerade die Begabtesten, begaben sich für deutliche Anzeichen vorliegen, noch viel stolzere Träume: ihre Sprache war ja die weitaus entwickeltere; es war vielleicht nicht unmöglich, sie zur herrschenden Litteratur, ja zur Staatssprache zu machen, wie ja schon einst der Süden dem Norden nicht bloß literarisch, sondern auch sprachlich sehr wesentlich beeinflusst hatte. Kurz, als bewußte Renegaten sind diese Männer nicht nach dem Norden gegangen, im Gegenteil, voll der besten Vorsätze, ihren Einfluß zu Gunsten ihres Volkstums zu nützen, und daß es dann anders kam, ist gleichfalls nur bis zu einem gewissen Grade ihre Schuld. Eine Stimme in rein politischen Dingen räumte ihnen die Regierung von vornherein nicht ein; nur gegen Polen und Jesuiten durften sie soviel und so energisch predigen und schreiben, als ihnen irgend beliebt; wagten sie es jedoch, der Privilegien der russischen Ukraine Erwähnung zu thun, so wurde ihnen so nachdrücklich bedeutet, daß des Dichters und Priesters Reich nicht von dieser Welt sei, daß sie verstummen mußten, wenn sie nicht aus ihren warmen Bischofs- und Professorenstuben nach dem kalten Sibirien verjagt sein wollten. Es ist richtig, daß sich keiner unter ihnen dieser Gefahr aussetzte; aber aus der ersten Zeit dürfte sich zum mindesten auch kein Beispiel für das Gegenteil anzuführen lassen. Erst von 1750 ab findet jener würdige Geheimrat Teptow, welcher, obwohl Kleinarusse von Geburt, die Russifizierung seiner Heimat besorgte, eifrige Nachahmer.

Nicht ohne Grund haben wir diese Erscheinung so eingehend zu erklären versucht; ist sie doch an sich unerhört, denn wann hätte je ein Volk dem anderen binnen zweier Generationen seine Schriftsteller, seine Litteratur und Kultur aneignert? Man vergesse nicht: es handelte sich um zwei verschiedene Sprachen, zwei verschiedene Völker, deren Gegensatz sich niemals verwischt hat, auch nicht in diesem Abschnitt ihrer Entwicklung. Die erste Generation schreibt zunächst kleinarussisch, dann setzt sie ihre Thätigkeit in beiden Sprachen fort; und bei der zweiten ist es ebenso, nur daß sie in der Folge nur noch großrussisch schreibt. Erst die dritte Generation beginnt sofort in der fremden, erlernten Sprache, weil sie dieselbe bereits in der Schule aufgezwungen erhalten hat, und jedes gedruckte Wort in der Muttersprache verpönt ist. Denn nachdem die friedlichen Mittel ihre Wirkung gethan, sehen wir nach einiger Zeit auch die Gewalt hinzutreten; bereits 1721 wird der „besondere Dialekt“ scharf gerügt; dann macht die Censur den kleinarussischen Werken immer größere Schwierigkeiten, hierauf wird die Kiewer Akademie russifiziert, bis endlich ohne jede Verschleierung die brutale Parole ausgegeben wird: „Schreibet großrussisch oder gar nicht!“ Der Druck kleinarussischer Bücher wird verboten, jeder Schriftsteller in dieser Sprache als ein politischer Verbrecher, als ein Mann, der „das Zeitalter der Hetmane herbeiführen wolle,“ bestraft.

Die Frage, wieviel der Norden dadurch gewonnen, beantwortet ein Blick auf die großrussische Litteratur des 17. und 18. Jahrhunderts. Woher stammen ihre Schriftsteller? In der Theologie thun sich vor Peter dem Großen Polocki, Kostowski, Slavinecki hervor, auf dem Gebiete der Annalistik Medjedew, das geistliche Drama pflegen als die Ersten Polocki und Kostowski; sie sind insgesamt Kleinarussen. Wer verrichtet, nachdem Peter der Große die plötzliche und massenhafte Ver-

fertigung von Übersetzungen angeordnet, diese Arbeit? Neben einigen Ausländern die Kleinrussen Buzinski, Kochanowski, Lopatinski und Krolif. Wer tritt im 18. Jahrhundert als der erste Vertreter westlicher Aufklärung, als der eigentliche Begründer einer national-russischen Bildung an Peters Seite? Der Kiener Theophan Prokopowicz, der Verfasser des berühmten „geistlichen Reglements.“ Und an der Spitze seiner theologischen Gegner steht abermals ein Kleinrusse, Stefan Jaworski. Auch die Interudien kommen auf dem Umwege über Kiew nach Moskau, und der erste bedeutendere Dichter Großrusslands, Demeter Kantemir, ist allerdings ein in Konstantinopel geborener Rumäne, steht aber, ein Jünger Theophan Prokopowicz's, völlig im Bannkreise der Kiener Schule; ihr entnimmt er die Form: den gezählten, nicht betonten Vers, ihr die scholastische, pseudo-klassische Richtung, der er dann freilich in der Folge auch andere Elemente beimischt. Und selbst der großrussische Dramatiker Lomonossow steht noch im Zwange der scholastischen Methodik der zweiten Hälfte. Selbst großrussische Historiker, sofern sie gerecht sind, müssen dies anerkennen; „diese Litteratur,“ sagt z. B. Pypin, „ist nicht spurlos verschwunden, sondern hat sich in die russische Litteratur im gesamt-russischen Interesse ergossen, und dies bildet ihr historisches Recht und Verdienst.“ Dieser letztere Satz kehrt sich gegen jene, welche diese Auffassung zwar nicht leugnen, aber als unheilvoll schelten, weil die Kleinrussen eben auf einem scholastischen, also im Westen längst überwundenen Standpunkt standen und diesen der jungen russischen Litteratur eingepfropft haben. Dagegen aber ist zu erwidern, daß dieser „überholte Standpunkt“ immerhin einen ungeheuren Fortschritt gegen die autochthone Barbarei bedeutete, und daß er den direkten Einfluß des Humanismus wie der realen Bildung nicht etwa hinderte, sondern vorbereitete; ohne diese „rechtgläubigen“ Erzieher wäre ihren protestantischen und katholischen Nachfolgern das Ohr des Volkes verschlossen geblieben.

Während die Kleinrussen so die Lehrer und Erwecker des Nordens wurden, gleich ihre eigene Litteratur immer mehr einem Flußbett, dessen Wasser gewaltsam abgeleitet worden: quillt noch zuweilen Wasser auf, so kommt es aus den Quellen im Geröll. Die Kleinrussen waren, sagte ich schon, am Ausgange des vorigen Jahrhunderts wieder ein Haufe von Leibeigenen und Priestern, ihre Sprache ein verachteter Dialekt geworden. Selbst der Handwerker schämte sich seiner heimischen Sitte und Sprache, geschweige denn der Soldat, der Beamte, der Adelige; gedruckt wurde keine Zeile mehr, — aber noch sang das Volk die Weisen aus Vätertagen und fügte neue hinzu, noch lebte und blühte das Volkslied.

Aus dem Volkslied erwachsen dreißig Jahre später die ersten Keime einer neuen Litteratur: zuerst sammelte man die Lieder, dann fanden sich Poeten, die selbständig im Volkston dichteten, darunter eines der schönsten und stärksten Talente, die je in einer slavischen Sprache geschaffen, Taras Szewczenko. Aber diese litterarische Wiedergeburt des verstummen Volkes zu schildern, liegt außerhalb des Rahmens dieser Darstellung. Für unsere Zwecke genügt es, auszusprechen, daß sich das geistige Leben unter den Kleinrussen nicht etwa mit Hilfe der Regierung, sondern trotz des äußersten, grausamsten Drucks der Staatsgewalt entfaltete. Diese geistige Wiedergeburt wurde durch dieselben Umstände herbeigeführt, wie bei den Westslaven: die von der deutschen Forschung begründete historische Richtung, die von der Romantik ausgegebene Lösung, in Lied und Sage den Jungbrunnen jedes Volkes neu zu erschließen; auch die wachsende Volksbildung und die freiere Strömung in den großrussischen Gesellschaftskreisen trugen hierzu bei. Aber während z. B. die unter „fremdem Joche schmachtenden“ Tschechen sich frei entfalten durften, ja sogar gerade von den Deutschen thatkräftig gefördert wurden, unterdrückte die russische Regierung nach wie vor jedes Buch, das im „verderbten Dialekt des Südens“ geschrieben wurde, und in der Volks-, geschweige denn gar in der Mittelschule durfte offiziell kein kleinrussisches Wort gesprochen werden. Erst um 1830 führte die erhöhte Sorgfalt und Aufmerksamkeit, welche die österreichische Regierung den in Galizien

lebenden Kleinrussen, den „Ruthenen,“ zu widmen begann, eine Linderung dieses Druckes herbei; die Censur sollte fortan nicht mehr jedem Buch in der verstemten Sprache das „Imprimatur“ verweigern, sondern nur den kleinrussischen Werken „besondere Beachtung widmen,“ also noch vorsichtiger sein, als bei großrussischen, polnischen oder deutschen Manuscripten. Aber so rechtlos und willkürlich dieser Zustand war, so erschien er doch der russischen Regierung viel zu liberal: im Jahre 1846 wurde wieder eine „feste Norm“ gegeben, die festeste, die irgend denkbar ist. Der Volksbildungs-Verein, den die Kleinrussen in Kiew begründet, die „Cyrill- und Method-Brüderschaft“ wurde aufgelöst, die Censur neuerdings angewiesen, auch nicht eine Zeile zum Druck zuzulassen; gleichzeitig entlud sich über den Schriftstellern ein furchtbares Strafgericht; wer irgendwie an der Wiederbelebung der Nation mitgewirkt, wanderte in den Kerker. Als 1850 in Lemberg eine Broschüre erschien, welche die nationale Einheit der galizischen „Ruthenen“ und der ukrainischen Kleinrussen betonte, erwiderte die moskowitzische Presse: dann seien die Ruthenen Russen, denn eine kleinrussische Nation habe es nie gegeben, und jetzt davon zu sprechen, sei vollends „Wahnsinn und Lüge.“

Es war aber doch Vernunft und Wahrheit. Ihrer Führer beraubt, von der Faust der Staatsgewalt niedergehalten, ohne Presse und Schule, in ihrer geistigen Nahrung auf den Schmuggel aus den österreichischen Druckereien angewiesen, harrten die Kleinrussen aus, bis ihnen der Regierungsantritt Alexander II. bessere Tage brachte. Das Censurverbot wurde aufgehoben, die Führer kehrten aus dem Kerker und der Verbannung zurück; das Kleinrussische hielt seinen Einzug in die Volksschule, aus der es freilich naturgemäß niemals und durch keinen Ufas hatte ganz verdrängt werden können, da ja Lehrer und Schüler sich nie in verschiedenen Sprachen verständigen können; auch Zeitungen, weingleich zunächst nur belletristischen Inhalts, durften erscheinen. Die zwanzig Jahre von 1856 bis 1876 dürfen als die beste Zeit gelten, welche den Kleinrussen jemals unter moskowitzischer Herrschaft beschieden war: die Regierung förderte ebensowenig, als sie hemmte, und das genügte dem strebsamen, durch Intelligenz und Fähigkeit ausgezeichneten Stamme, um sein Sonderleben als Nation für alle Zeit zu festigen.

Daß der Versuch, die Kleinrussen zu unterdrücken, immer wieder unternommen wurde, von der moskowitzischen Presse durch das Wort, von der Regierung durch die That, darf nicht verwundern. Nachdem bis 1876 die Herren Katkow und Genossen in wechselnder Tonart, bald „die Verblendung der südlichen Brüder“ bejammernd, bald gegen die „verbrecherischen Nihilisten und Partikularisten“ donnernd, ihre Schuldigkeit gethan, schritt endlich auch die Regierung zur That: wieder durfte in kleinrussischer Sprache keine Zeitung herausgegeben, kein Buch gedruckt, kein Theaterstück gespielt, kein Vortrag gehalten werden; selbst das A-B-C und Einmaleins sollte den Kindern, die ja thatsächlich ohne Vorbildung keinen großrussischen Satz verstehen können, in der Reichssprache beigebracht werden. Die Folge war nur, daß die nihilistische Strömung im Süden in geradezu erschrecklicher Weise anwuchs, und die Kleinrussen der Staatsgewalt allmählich mit annähernd denselben Empfindungen gegenüberstanden, wie die Polen. Dies wurde denn schließlich auch an der Newa begriffen und beherzigt, und seit 1883 versucht man es mit einer neuen Methode: die Zügel werden etwas gelockert, und die List soll leisten, was der Gewalt unmöglich war; man versucht die Gründung einer Partei, welche das Volk unmerklich auf dem Wege der Schule, Presse und Litteratur durch sachte Assimilierung ins großrussische Lager hinüberleiten soll.

Auch dies wird vergeblich sein, und zu welchen Mitteln dann auch die Regierung greifen wird, sie werden sich als ebenjo ohnmächtig erweisen, wie die bisher angewandten. „Wir sind — wir bleiben“ — an diesem schlichtesten und wirksamsten aller Programme vermag keine Macht der Welt ein Täpfelchen zu ändern. Daß und warum diese Haltung der Kleinrussen der Regierung peinlich ist, bedarf nicht erst aus-

fährlicher Erörterung; dem despotischen Einheitsstaat, der keinerlei nationales Sonderleben dulden will, ja dulden darf, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu geraten, sind sie kein geringeres Hindernis, als die Polen und die Balten. Noch unbequemer freilich, als dem offiziellen Rußland, muß die Existenz der Kleinrussen dem Panславismus sein, ja sie ist für ihn geradezu die unbequemste Tatsache, weil sie seine Phrasen am kräftigsten widerlegt. Rußland will der Hort alles Slaventums sein und zertritt darum das alte, schöne Kulturleben der baltischen Deutschen, — das mag noch konsequent und verständlich sein. Es zertritt aber auch die Polen, und schon dies wird nur durch die Annahme verständlich, daß es sich um einen Erbfeind handelt, der eben trotz der gemeinsamen Abstammung von der großen Mutter Slava nicht geschont werden darf. Aber warum zertritt es die Kleinrussen, die seit nahezu zweihundert Jahren in der Hauptmasse seine stillen, friedlichen Unterthanen sind? Und was löst den Widerspruch, daß der Panславismus in einem und demselben Jahre 1876 den Feldzug zur „Befreiung“ der Bulgaren und den neuen Vernichtungs-Mas gegen das geistige Leben der Kleinrussen durchsetzte? . . .

Wir wissen die Antwort: weil der Panславismus der Panmoskowitzismus ist. Die Herren an der Nawa und Moskwa aber müssen freilich eine andere Antwort geben, indem sie jener Parole der Kleinrussen den Hohn entgegensetzen: „Ihr seid nie gewesen und werdet nie sein.“ Und weil dies konsequent und seit Jahrhunderten ausgesprochen wird, darum gilt es vielfach auch in Europa für ein Wahrwort. Mit Unrecht! — und dies in Kürze an der Hand untrügbarer Thatsachen zu erweisen, war die Aufgabe dieser Zeilen.



Die Berliner Kunstausstellung.

von
Dr. A. G. Meyer.

I.

Die deutsche Künstlerchaft, welche ihren angestammten Grundsatz „Getrennt marschieren!“ so treulich wahr, hat den stolzen Zweck dieses Prinzips in diesem Jahr völlig vergessen. Von der verlodenden internationalen Walfahrt an der Seine hielt sie sich aus begreiflichen Gründen fern; doch auch der naheliegenden Aufgabe, jener Vereinigung nichtdeutscher Kunstschöpfungen ein würdiges nationales Gegenbild auf heimischen Boden zu bieten, hat sie sich gänzlich entzogen, indem sie ihre Kräfte auf zwei getrennte Feldlager verteilte. — Der junge Münchener „Salon“ mag einem an sich berechtigten Ehrgeiz sein Entstehen danken: für die Gesamtentwicklung unseres Ausstellungswesens ist diese Neuerung zweifellos ungünstig. Schon gegen die eine nach Ablauf jedes Jahres zu veranstaltende große Akademische Ausstellung werden alljährlich berechtigtere Bedenken laut, und es ist keineswegs die radikalste Richtung der Kritik, welche die Bedeutungslosigkeit dieser Veranstaltungen durch den über ihnen waltenden Zwang zu entschuldigen sucht und schon von ihrer quantitativen Verringerung bessere Gesamtergebnisse erhofft. Eine Verdoppelung der alljährlichen Ausstellung vollends bietet nur eine Verdoppelung der bereits vorhandenen Mißstände. Im besten Falle wird durch sie das eine Unternehmen zu Gunsten des anderen wesentlich beeinträchtigt; näher aber liegt die Gefahr, daß bei der unausbleiblichen Konkurrenz der Maßstab beider Gesamtleistungen verringert wird. — In diesem Jahre traf noch das erstere zu. Die Schwesterstadt an der Njar hat ihr historisch beglaubigtes Vorrecht in Sachen der Kunst siegreich zur Geltung gebracht und durch ihren „Salon“ die ohnehin bereits geringe Lebenskraft der Berliner Akademischen Ausstellung schwer geschädigt. Nicht als ob das Gesamtbild der letzteren in diesem Jahre ungewöhnlich dürftig wäre! Mit der Jubiläumsausstellung wird

man sie freilich nicht vergleichen dürfen, von ihren übrigen Vorgängerinnen des letzten Decenniums aber ist sie — abgesehen von ihrer Behauptung — äußerlich nicht wesentlich verschieden. Daß sie einige hundert Werke weniger umfaßt als im Vorjahr, ist belanglos, die geringe Beteiligung des Auslandes — nur Italien findet erwähnenswerte Vertretung — kaum noch auffällig. Bedenklicher aber erscheint die Thatsache, daß unter den Ausstellern einige unserer ruhmvollsten Künstlernamen fehlen, und in der Gruppe auserwählter Gemälde höheren Wertes der größte Teil seit langem, zumeist durch die Münchener Jubiläumsausstellung, bekannt ist. Die Vermehrung der Zeichnungen, Pastells und Aquarelle, welcher die Ausstellung ihren zweifellos originellsten Teil dankt, bleibt denn doch nur ein Kunstmittel. Die Abteilung der Skulpturen unterlag in diesem Jahre baupolizeilichen Beschränkungen; doch darf es kaum diesen allein zur Last gelegt werden, daß sie auch in ihrem Wert so wenig gewichtig blieb. Einen Überblick über die jüngste Entwicklungsphase unserer Kunst gewährt nicht die Berliner Akademische Ausstellung, sondern der Münchener „Salon.“ Auf diesem Wege läuft die erstere Gefahr, ihre kunsthistorische Bedeutung gänzlich einzubüßen und in die Reihe jener lediglich den Interessen des Künstlermarktes dienenden Veranstaltungen zurückzutreten, welche die zahlreichen deutschen Kunstvereine in ununterbrochener Folge bieten.

Eine systematische Kritik aller Sondergruppen erscheint demgemäß in diesem Jahre kaum angebracht. Im Hinblick auf den Hauptbestandteil der Ausstellung, auf jene zahlreichen mehr oder minder tüchtigen Durchschnittsarbeiten, welche sich lediglich in den hergebrachten Grenzen bewegen und von ungewöhnlichen Problemen fern bleiben, glauben wir uns nur auf einige allgemein gültige Bemerkungen beschränken zu dürfen. Sie betreffen vorzugsweise die behandelten Stoffe, welche in diesem Jahre zwar keineswegs einen neuen Gesamtgehalt, wohl aber einzelne, zum Teil günstige Wandlungen zeigen. Mit Freude zunächst ist zu begrüßen, daß unsere Historien- und Genremaler sich häufiger und häufiger der Schilderung unserer vaterländischen Geschichte zuwenden. Einige Hauptstücke der ganzen Ausstellung gehören diesem glücklichen Stoffgebiete an; aber auch den zahlreichen inhaltlich verwandten Arbeiten geringeren künstlerischen Wertes kam die Anziehungskraft, welche die dargestellten Persönlichkeiten und Typen selbst ausüben, nur Vorteil bringen. Die frühere Vorliebe unserer Historien- und Genremaler für seltsame, unserem persönlichen Empfinden fernliegende Stoffe scheint sich jetzt auf unsere Landschaft übertragen zu wollen, die in immer weitere Fernen schweifen und dem in der That nicht geringe geographische Kenntnisse erfordernden Verständnis ihrer Bilder bereits durch naturwissenschaftliche Erklärungen im Kataloge zu Hilfe kommen müssen. — Der zweite Vorzug der diesjährigen vor den vorangegangenen Ausstellungen ist negativer Art: er besteht in dem Mangel eines Stoffkreises, welcher vorwiegend unter französischem Einfluß in den letzten Jahren eine unberechtigte Ausdehnung gewonnen hatte und gerade die gesunde Entwicklung unserer „neuen Schule“ ernstlich zu gefährden drohte. Schien letztere doch nicht nur mit der früheren Malweise, sondern auch mit den historischen Idealen deutscher Kunst völlig brechen, mit dem «Plein air» den Bannstrahl gegen alle Poesie und Romantik, die rückhaltlose Hingabe an eine pessimistische Weltanschauung untrennbar vereinigen zu wollen. Die Nachtheile, oder im besten Fall die trübe Alltäglichkeit, galt als das bevorzugte Hauptgebiet der Freilichtmalerei, und deren Führung folgte in diesem Sinne auch eine nicht geringe Zahl solcher Künstler, welche in der malerischen Wiedergabe selbst der Überlieferung treu blieben. — Dieser Vorzug scheint seine im wesentlichen auf den Reiz des Sensationellen beruhende Anziehungskraft allmählich einzubüßen. Jene nervenerregenden, grauenvollen Darstellungen, an denen besonders die Berliner Jubiläumsausstellung reich war, fehlen in unserem diesjährigen „Salon“ fast gänzlich. R. von Ottenfelds Gemälde „Gerichtet“ wirkt als ein nur einzelner Mißgriff. An inhaltlich dürftigen Werken ist freilich kein Mangel, das bunte Gesamtbild aber zeigt auch in seinen Stoffkreisen

gesunde, helle Farben. Dagegen macht sich innerhalb dieser vorwiegend frischen und heiteren Auffassungsweise ein schon zuvor bisweilen anklingender ungehöriger Ton in der diesjährigen Ausstellung besonders stark geltend. Die herzliche, kernige Stimme deutschen Humors ist freudiger Aufnahme jederzeit gewiß; sein Bastard, der triviale Witz, aber drängt sich unferes Erachtens jetzt gar zu keck zum Wort. Für eine flotte Zeichnung mag auch er bisweilen willkommenen Stoff bieten, für ein Gemälde bleibt er ein wenig würdiger Vorwurf und am wenigsten für ein solches, das auf einen Platz in der Akademischen Ausstellung Anspruch erhebt.

In rein künstlerischer Hinsicht gewährt das diesjährige Gesamtbild keine wesentlich neuen Gesichtspunkte. Die Freilichtmalerei tritt ungewöhnlich zurück. Neben M. von Schmaedels vom lediglich malerischen Standpunkt vortrefflicher, schon allbekanntem Gemälde „Für Allerjeden“ vertritt sie in hervorragender Weise nur Max Fleischers große Studie „Badevergnügen in der Bretagne.“ Das Bild hat die Auszeichnung durch die „Mention honorable“ zweifellos völlig verdient. Wärme und Glanz der sommerlichen Sonne können kaum wahrer geschildert werden; das wohlige Behagen, mit welchem sie Natur und Menschen im Bilde erfüllt, teilt sich unwillkürlich auch dem Beschauer mit. Vielleicht ging der Künstler bei der Wiedergabe der Lichtwirkung auf die jugendlichen nackten Körper etwas zu weit. Unter dem Widerpiel rosigter Lichter und scharfer Schlagschatten litt die Modellierung. Im ganzen aber waltet hier ein gesundes, frisches Erassen der Wirklichkeit, welches in unmittelbarer Nähe von M. Krusemark's „Frauenbad“ besonders wohlthuend berührt.

Der bleibende kunsthistorische Wert der diesjährigen Ausstellung also ist ungewöhnlich gering. Ihr Bestes war bereits zuvor ausgestellt, und bei seiner Schilderung an dieser Stelle müssen wir uns wohl oder übel zur Anerkennung eines im Grunde unberechtigten Ruhmestitels bequemen.

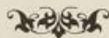
Unter den an der Spitze stehenden Gemälden gehören drei dem religiösen Stoffgebiete an. Daß daselbe verhältnismäßig reich vertreten ist, bietet für das mutige Streben unserer Künstler Gewähr. Rein anderer Darstellungskreis der modernen Kunst enthält gleich große Gefahren. Auf der einen Seite eine slavische Nachahmung zum Teil ewiggültiger, zum größeren Teil aber nicht mehr lebensfähiger älterer Schöpfungen, — auf der anderen eine durch ihre aufdringliche Absichtlichkeit störende Originalität. Von den zahlreichen Wegen, auf welchen die moderne Kunst diesen Fährnissen zu entriunen sucht, gewährt selbst diese verhältnismäßig kleine Ausstellung ein buntes Bild. F. Heynachers „Beweinung Christi“, die, abgesehen von ihrer künstlerischen Unzulänglichkeit, an die Altölner Schule gemahnt; A. Golz' orientalischer „Christmorgen“ und Stryowski's Jesushabe in einer polnischen Synagoge; Blochhorst's formensöhne heilige Familie; L. v. Hoffmann's mystischer Christus, und die fernigen, aber unheiligen Gestalten, in denen E. v. Gebhardt, hier durch L. Feldmann nur unzureichend vertreten, die Heilsgeschichte schildert, — größere Gegenstände sind in der That kaum denkbar! Auch jene drei Hauptwerke stehen zu den genannten Arbeiten und untereinander in scharfem Kontrast. Der Tradition am nächsten bleibt Ernst Zimmermann. Mit hohem Feingefühl beschränkt er seine Auffassungsweise religiöser Stoffe auf ein denselben völlig angemessenes Gebiet. Wie in seinem Bilde „Christus und die Fischer“ betont auch sein „Christus Konjulator“ das rein menschliche Element. Der Heiland, der hier dem todranken Knaben in der dürftigen Hütte naht, erscheint nicht als der wunderthätige Sohn Gottes, sondern als die Verkörperung der beseligenden Glaubensbotschaft, die der trauernden Mutter den einzigen Trost gewährt. Der tiefen, zu Herzen sprechende Ton erregt, was dieser Auffassung Christi an überirdischer Majestät fehlen mag. — Auch Fritz von Uhde tritt in seinem Triptychon: „Die heilige Nacht“ der üblichen Darstellungsweise weniger schroff als sonst gegenüber. Freilich findet diese eigenartige Wirkung seines neuen Bildes ihren Grund weniger in der inhaltlichen, als in der künstlerischen Auffassung des

religiösen Stoffes. Seine Maria, die hier auf dürftigem Lager betend wacht, ist den ihr demutsvoll nahenden Hirten staunverwandt, die musizierenden Engel sind den Bauernkindern seines jetzt im Leipziger Museum befindlichen Hauptwerkes verschwimmt. Über die Wirklichkeit erhebt sie nur der Beleuchtungseffekt, zu welchem sich der Führer der Freilichtmaler hier mit glücklichem Erfolg verstanden hat. Den Vordergrund erhellt die neben dem Lager Mariä stehende Laterne, durch die banfällige Rückwand der Hütte aber dringt das Dämmerlicht des beginnenden Tages, und in der reizvollen Vereinigung dieser beiden Beleuchtungen, die sich auch auf den beiden Flügelbildern wiederholt, erscheint die nicht gerade schöne, aber jungfräulich-ammutige Gestalt der Madonna von einem eigenartigen Lichtglanz umflossen, der trotz seiner natürlichen Quellen einen geheimnisvollen Charakter trägt und in der That über ihrem Haupt einen zarten Heiligenschein webt. Maria bleibt die Hauptfigur. Auf ihrem Antlitz leuchtet das beseligende Gefühl der jungen Mutter: nichts mehr als dies, eine rein irdische, alltägliche Freude, diese aber voll und rein, in ihrer ganzen Gottähnlichkeit. Das Christkind ist nur in Zügen, der im Hintergrund hockende Joseph nur in unbestimmten Formen sichtbar. Aber es ist ein eigenes Ding um Uhdesche Formen und Umrisse! Die Stellung des Mannes dort hinten im Dämmerlicht ist zunächst nur mit Mühe klar zu erkennen, sein Antlitz dem Beschauer abgewandt. Und dennoch fühlt man das innige Empfinden, das ihn durchbebt, die dankbare, stille Freude, mit der er dem Licht des Tages entgegenwacht. Und wie ernst ist es den Hirten, die sich durch den schneebedeckten Wald mühsam den Weg bahnten, mit ihrer staunenden Ehrfurcht, den lebenswürdigen Engeln mit ihrem Lobgesang! Uhdes Gestalten sind auch hier nicht Träger hoher Ideen, ihr Reich bleibt das der Einfältigen; aber was sie sagen, das dringt vom Herzen zum Herzen, und wenn der Künstler diese Wahrheit und Gefühlsmäßigkeit seiner Schöpfungen auch fürder durch das Element der Farbe selbst so poetisch verklärt, wie hier, dann wird er bald auch die eifrigsten Anhänger der Nazarener zum Schweigen bringen. — Poetisch empfunden ist auch W. Dürrs des Jüngeren große Darstellung der Madonna, aber sie gehört einem völlig anderen Reich der Phantasie zu. Sie gleicht dem lieblichen Traumbild eines Romantikers. Die Waldhalde, auf welcher sich die drei musizierenden Engel der Maria nahen, scheint ein Zauberberg, über dem ein duftiger, alle Gebilde leis verschleiernder Nebelhauch ruht; die Madonna selbst ist eine gültige Fee, die holdseligen Engel haben das gesunde Blut ihrer venetianischen Ahnen eingeblüht und sind zu Elfenkindern geworden. Dieser romantische Zug hat die übliche idealistische Auffassung des religiösen Stoffes eigenartig befeuert, und die konsequente Durchführung des ungewöhnlichen Grundtones läßt den Zweifel an seiner Berechtigung verstummen. Ob diese nicht ungefähliche Richtung den jungen Künstler auch fürder glücklich leiten, oder ob sie ihn der nicht geringen Schar derer zuführen wird, die ihrer Kunst innerlich unangemessene Aufgaben stellen und durch die Abneigung gegen eine klare Formensprache ein zweifellos ungesundes Element in die Entwicklung unserer Malerei gebracht haben, bleibt abzuwarten.

An Stoffen hohen Gedankengehaltes und poetischer Schönheit, welche zwischen dem religiösen Gebiet und der Historien- und Genre-Darstellung mitten inne ständen, ist die Ausstellung arm. J. v. Suchodolski's viel gedeutetes Bild führt uns ganz unmittelbar in das Land der Träume. Ein Künstler, dessen Phantasie so leuchtende Farbenharmonieen auf die Leinwand zu bannen vermag, sündigt an sich selbst, wenn er sein Können an die Zusammenstellung eines — Nebens verschwendet. Auch Gabriel Max hat in seinem schon seit langem bekannten „Bivisektor“ ein gefährliches Gebiet der Allegorie betreten. H. Mosler-Pallenberg's im Anschluß an Tizians „Himmliche und irdische Liebe“ entworfenes Bild „Resignation“ fesselt lediglich durch seine treffliche Stoffmalerei. Gustav Gräfs jüngste große Schöpfung „Prometheus“ tritt Eduard Müllers Gruppe in der Nationalgalerie als ein nicht nur durch den gleichen Vorwurf innig verwandtes Werk zur Seite: auch

in ihr kommt der geistige Gehalt der Scene nicht zu voller Geltung, fehlt der Hauptgestalt die überirdische Kraft und der majestätische Stolz des Titanen. Die Nereiden aber sind ihren plastischen Schwestern an Schönheit gleich, an Würde jedoch weit überlegen. Ihre prächtigen Glieder schmiegen sich in die anstürmenden und zurückleitenden Wellen in ungewöhnlich schönen Bewegungen, und in ihren edlen Köpfen gelangen Hilfslosigkeit und Trauer zu ergreifendem Ausdruck. Schade nur, daß dem in der Zeichnung so trefflichen Bild mit jeglicher fatten, leuchtenden Farbe ein koloristischer Reiz fast gänzlich fehlt. — Der gleiche Mangel, aber in weitaus höherem Grade, und mit freilich entschuldbarer Gedankenarmut und kaum noch entschuldbaren Verzeichnungen gepaart, ist das gemeinsame Charakteristikon fast aller auch in diesem Jahre verhältnismäßig zahlreichen Bilder, welche die Wiedergabe unverhüllter weiblicher Reize zum Selbstzweck erheben. Mögen diese Gestalten sich offen als Modellstudien bekennen, oder wenigstens in ihrem Namen die irdische Sphäre von sich weisen, mögen sie sich noch vor dem Bade im hellsten Lichtstrahl sonnen, oder während des Bades bereits zur Schlammregion hinabgesunken sein, — sie alle gehören einem ungesunden Zwischenreich an, welches ihnen die rechte Lebenskraft und seelenvolle Schönheit raubte. — Wirkliches Fleisch und Blut und die magische Gewalt des Weibes verherlicht auf der ganzen Ausstellung nur ein einziges Bild, dessen eigenartiger Vorwurf halb dem romantischen, halb dem historischen Stoffgebiet angehört: der „Hexenschlaf“ Albert Kellers. Nicht schön und üppig ist die hier mit entlocktem Oberkörper an den Schandpfahl gefesselte Mädchengestalt, aber lebensvoll, und noch im letzten Augenblick des Daseins macht das heiße Blut, das sie durchpulst, sein Recht geltend. Das Haupt ist mit geschlossenen Augen leicht zurückgesunken, um die Lippen spielt ein träumerisches, fast wollüstiges Lächeln. Sie vernimmt nicht mehr das Hören und Fluchen der Menge, fühlt nicht die versengende Glut der emporschlagenden Flammen und die Stricke, die ihren zarten Leib umschmüren, denn ihren Arm umspannt die Hand des noch im Tode treuen Geliebten. — Ob diese Darstellung historisch zu Recht besteht, ob in der That eine dem Somnambulismus verwandte Empfindungslosigkeit die Qualen des Feuertodes bisweilen minderte, wird sich kaum entscheiden lassen. Die poetische Wahrheit des Bildes, die es durch jenen halb novellistischen Zug erhielt, und seine künstlerische Bedeutung aber bleiben bestehen. Die letztere freilich wäre noch weitaus höher, wenn der Künstler die ihm zu Gebote stehende Ausdrucksfähigkeit der Farbensprache nicht lediglich auf die Figuren des Vordergrundes beschränkt und auch die übrigen Gestalten aus der jetzigen skizzenhaften Untermalung zu wirklichem Leben geführt hätte.

(Schluß folgt.)



Drei Dramen.

Von
F. Pa.

(Adolf Wilbrandt: „Markgraf Waldemar.“ — Paul Lindau: „Der Schatten.“ — Gerhart Hauptmann: „Vor Sonnenaufgang.“)

Der äußere Reichtum des Berliner Theaterlebens kam nicht lebhafter geschildert werden als durch die Thatfache, daß hier binnen wenigen Tagen drei neue deutsche Stücke aufgeführt wurden und dazwischen noch zwei Neueinstudierungen berühmter französischer Werke die Neugier unseres unermüden Premieren-Publikums reizten. Daß diesem äußern Schein der innere Wert nicht entsprechen könne, wird derjenige von vornherein zugeben, der bedenkt, daß auch vor hundert Jahren, zur Goethe-Schiller-Zeit, kaum auf jedes

Jahr ein einziges gutes Drama kam und daß immer nur auf einen Goethe zwölf Kogebues gehen. Aber der Zufall hat es gefügt, daß die drei Stücke der letzten Woche drei verschiedenen Richtungen angehören und so vortreffliche Beispiele dafür bieten, was unserer Bühnendichtung fehlt.

Es liegt nahe, Adolf Wilbrandts Trauerspiel mit Wildenbruchs „Quixos“ zu vergleichen. Nicht nur der Stoffkreis, aus welchem die beiden Dramen herausgeschnitten sind, ist derselbe, sondern auch das ganz theatrale Bestreben, Motiv auf Motiv zu häufen und den Zuschauer nicht zur Bestimmung kommen zu lassen. Wildenbruch mit seiner brutalen Kraft und seinem lebhaften Theaterblut erreicht seinen Zweck vollständig; die einfachsten Geschichten, welche jedes Kind in Norddeutschland lernen muß und begreifen kann, bringt er auf die Bühne und verdankt seinen großen Erfolg nicht zuletzt einerseits der Gedankenarmut seiner Gestalten und andererseits ihrem leichten Humor. Wilbrandt ist von Hause aus der vornehmere, tiefere Dichter; die Wirkung seines Brandenburger Stückes wäre ungleich nachhaltiger als die von Wildenbruch, wenn er nur Kraft und Humor genug gehabt hätte, um überhaupt einen Erfolg zu erzielen.

Wildenbruch hat ohne viel Federlesen ein gutes Theaterstück geschrieben; Wilbrandt wollte gleichzeitig ein Drama schaffen, und darum ist ihm nicht einmal das Theaterstück gelungen.

Die Gestalt des falschen Waldemar ist in der Geschichte eine Shakespearesche Figur. Unser lange nicht nach Gebühr geschätzter Wilibald Alexis ist dem Stoffe vor beinahe fünfzig Jahren gerecht geworden. Sein „Waldemar“ hat etwas von dem königlichen Gelüste und von dem königlichen Geiste eines Heinrich IV. und Richard III. Er ist nur der Diener des im Morgenlande verstorbenen Markgrafen; aber so tief hat er dessen Weisheit gefaßt, und so tief hat er dessen Liebe zu der verwüsteten Mark in sich eingesogen, daß er mit gutem Gewissen und mit dem Rechte des Wohltätigers das Scepter ergreifen darf, und mitten in den kleinlichen Intriguen der Fürsten als der geborene Herrscher erscheint. So einfach war der Mann aus der Erzählung in das Drama vielleicht nicht hinzubringen; aber Wilbrandt hat sich die schwere Sache noch schwieriger gemacht, indem er die verstaubten Begriffe von Schuld und Sühne hervorholte und den falschen Waldemar dem Urteile des falschen Aristoteles unterwarf. Ich weiß, ich wage ein Majestätsverbrechen gegen den Popf, — ich weiß, es ist ein Glück für die menschliche Kultur gewesen, daß der alte Aristoteles über barbarische Zeiten hinweg gerettet wurde und bis auf Lessing kam. Aber ich kann den Stoßseufzer nicht unterdrücken: Laßt die Toten endlich ihre Toten begraben, laßt uns endlich für hundert Jahre mit Aristoteles in Ruhe! Das deutsche Drama wird dann vielleicht leichter sein Ziel finden, und später mag ein neuer Alexandriner des zwanzigsten Jahrhunderts Untersuchungen darüber anstellen, ob die Ästhetik des Sophokles nicht am Ende auch die unsere sei. Einweilen verlangt die moderne Weltanschauung auch für das Drama eine neue Ethik, und die Kategorien des Griechen können nur irre führen. Aristoteles ist wie ein schiefgesetzter Wegweiser an einem Kreuzweg; unwissende Holzknechte haben ihn ausgegraben und verkehrt wieder eingerammt; nun stehen seine Arme immer noch im schönsten Verhältnisse zu einander, aber sie weisen ins dunkle Dickicht hinein.

Der „Waldemar“ Wilbrandts häuft Schuld auf Schuld, weil er als Schuld empfindet, was einen Staatsmann nicht irre machen darf. Ein richtiger Vollblut-Urinator würde sich nicht darüber grämen, daß seine Tochter auf ihren Herzallerliebsten verzichten muß, daß er einen abtrünnigen Freund niedergestoßen hat, daß er um seine Herrschaft kämpfen muß. Auch für seinen falschen Fürsten muß das Volk sich opfern, wenn er das Beste des Volkes will. Wilbrandts Waldemar aber ist nur bis zum Schluß des dritten Aktes (auch in der Wirkung, dem Höhepunkt des Dramas) ein ganzer Mann; dann wird er ein sentimentaler Doktrinär, und kein Theaterkniß rettet ihm mehr die Begeisterung des Publikums. Furcht und Mit-

leid mag er noch erregen; aber Furcht und Mitleid gehören eben nur noch in ein Museum für Altertümer.

Es hat sich gefügt, daß auf derselben Bühne des „Berliner Theaters,“ unmittelbar vor „Markgraf Waldemar,“ der „Demetrius“ wieder aufgeführt wurde. Schillers falscher Dmitri hat von Shakespeares königlichen Urrpatoren nicht die fluge Rücksichtslosigkeit, sondern nur die Größe der Erscheinung. Auch Schillers Dmitri, besonders in Laubes Anstüchtelung, geht an Sentimentalität und Weibergeschichten zu Grunde, obwohl Schuld und Sühne nicht ganz reinlich zurecht gemacht sind. Wilbrandt aber hat alle Fehler von Schiller und von Laube vereinigt; er hat einen Theaterhelden geschaffen, der bestenfalls die Herzen der Zuschauer, niemals aber ein Land, und wäre es auch nur eine Markgrafschaft, erobern könnte. Wilbrandt will königliche Dinge darstellen, hat aber keine Augen für die veränderten Geetze dieser großen Verhältnisse.

Im schönsten Gegensatz dazu hat sich Paul Lindau in seinem neuen Schauspiel an Verhältnisse gehalten, die er genau kennt; seine Menschen steigen nach ihrer sozialen Stellung von der Operettenfängerin bis zum Kommerzienrat und Ministerialbeamten hinauf. Es war also gar nicht notwendig, gleich ein Shakespeare zu sein, um diese Welt richtig zu schildern.

Sein Mißlingen ist mit einem Worte erklärt; er hatte den Stoff zu einer Tragödie in der Hand und formte ihn aus Schwäche zu einem Schauspiel. Es ist das nicht bloß eine Frage des Theaterzettels. Er giebt uns die Geschichte eines höheren Beamten, der seine Maitresse, eben die kleine Operettenfängerin, trotz ihrer besleckten Weiberehre zu seiner Frau und zur Baronin macht und der sie, als die kleinen Argernisse nicht ausbleiben, durch geradezu nichtswürdige Behandlung zum Selbstmorde treibt. So wäre denn „die Gesellschaft“ wieder einmal die Mörderin? Bewahre! Ein ganz mühsam ausgeklügelter Zufall will es, daß der erste Verführer der Operettenfängerin der Bräutigam von der Schwester des Barons wird; und erst dieser Zufall ist im Stande, das Stück weiterzuführen. „Der Schatten“ muß erst lebendig werden, bevor Lindau ihn in seiner Handlung gebrauchen kann. Es ist ein Rätsel, wie Lindau, ohne Frage einer unserer begabtesten Schriftsteller und ungewöhnlich feinfühlig gegenüber den Absichten anderer Dichter, in seinem eigenen Schaffen seit mehr als zehn Jahren immer mehr an der Oberfläche seiner eigenen Probleme hängen bleibt.

Nachdem er seine soziale Tragödie in ein Zufallsdrama umgeformt hatte, konnte es immer noch ein fesselndes und bedeutendes Werk werden; Lindau brauchte nur seine gute Menschenkenntnis zu verwerten und eine tolle, im Herzen eheliche Operettenfängerin neben einem jämmerlich feigen, egoistischen, beschränkten Baron zu zeichnen und so auch die Nebenpersonen. Anstatt dessen bekommen wir Figuren aus den Romanen der Marlitt oder — wenn das hübscher klingt — aus denen von Georges Ohnet: einen sterbenden, aber immer noch Besuche machenden Vater, einen alten, treuen Diener, ein Badfischchen, eine biedere, alte Freundin. Alle rührend, alle unwahr. Am unwahrsten aber die beiden Hauptpersonen. Vortrefflich hat Lindau zwar einzelne Nebensachen der beiden Häuslichkeiten getroffen; er weiß ganz genau, wie die Gäste bei der Operettendame wie in einem Wirtshause aus und ein gehen, wie der Ministerialbeamte Meldungen seines Chefs empfängt, aber wie diese beiden Menschen innerlich zu einander stehen müssen, scheint er nicht zu ahnen. Und wir könnten uns am Ende entschließen, dem alten Spötter Lindau seine tugendhafte Operettendame und den schwärmenden Baron — der erst wild wird, da seine Ehe es nicht mehr ist — zu glauben, wenn er diese Phantastiegestalten wenigstens selbst deutlich gesehen hätte; sie sind aber nicht nur unwahr, sie sind nicht einmal einheitlich gezeichnet, sie sind vom Dichter weder in der Wirklichkeit gesehen, noch in seinem Geiste. Sie sind einfach für das Theater erfunden.

So mangelt dem Stücke ebenfalls der Realismus, der in diesem mittleren Kreise von einem so klugen Autor leicht zu treffen gewesen wäre. Wenn Wilbrandt für die Kämpfe von

Jürsten nicht deutlich genug sah, so läßt sich nicht annehmen, daß Lindau die Berliner Gesellschaft nicht kennt; aber er zeichnet sie nicht, wie er sie sieht, er retouchiert nicht mehr, er schminkt. Darum macht „der Schatten“ einen so unechten Eindruck, als ob Lindau ein mittelmäßiges Stück von einem Franzosen übersezt hätte.

Der Dichter des dritten Stückes, Gerhart Hauptmann, ist ein entschlossener Realist; aber er hat sich die Wahrheit leicht gemacht. Er führt uns weder in den Streit der Könige und seinen besonderen Gesetzen, noch in die Konflikte der großstädtischen Gesellschaft, die sich so wunderbar freuzen, — er zeigt uns die vertierten Seelen von trunkenen Bauern. Der Realismus ist die einzig wahre Kunstform, er ist eigentlich die Kunst selber; aber dieser Realismus, welcher bei Homer und Shakespeare alle Höhen und Tiefen ausmisst, die Götter und Könige ebenso genau kennt, wie den Theositos und Dortchen Lafenreißer, dieser ewige Realismus macht es sich in der Maske des Naturalismus so bequem, nur die Arnen am Geiste zu seinen Modellen zu nehmen. Dadurch wird der Realismus, der doch die Kunst immer wieder verjüngen müßte, so quälend einförmig wie bei Zola.

Trotzdem ist das soziale Drama von dem unbekanntem Hauptmann eine beachtenswertere Erscheinung als die mittelmäßigen Arbeiten der berühmten Wilbrandt und Lindau. Es ist eine der Naturstimmen, welche das Rahen des Tages ankündigen; niemand wird sagen, daß das Hahnenkrähen ein schöner Gesang sei, und doch liegt Morgenstimmung darin. „Vor Sonnenaufgang“ ist da, der Hahn hat gekräht, und das Publikum ist erwacht.

Die Handlung des Stückes läßt sich in wenige Worte zusammenfassen. Der sozialistische Schwärmer Alfred Loth betritt das Haus eines steinreichen schlesischen Bauerngutsbesizers. Er verliebt sich auf der Stelle in Helene, die Tochter erster Ehe, ein gutes, frisches Mädchen, welches ihn wieder liebt, sich übrigens jedem andern an den Hals werfen würde, weil es sich aus ihrer grauenhaften Familie heraussehnt. Ihr Vater ein bestialischer Säufer, ihre Stiefmutter ein lasterhaftes Frauenzimmer, das mit einem Vetter, Helenens Bräutigam, ein Verhältnis hat, ihre Schwester wieder eine Gewohnheitstrinkerin, ihr Schwager ein haltloser Genussmensch, der sie selbst mit Liebesanträgen verfolgt. So stehen die Sachen; Loth würde sich aber vielleicht über alles hinwegsetzen; nur daß in der Familie der Alkoholismus erblich ist, geht gegen seine Grundzüge. Er will eine gesunde Frau haben; darum verläßt er die Geliebte, die sich denn sofort mit einem Hirschjäger den Tod giebt.

Diese Handlung scheint so wenig vorwärts zu rücken wie in einem naturalistischen Romane. Trotzdem wäre ihre innere Kraft und die Spannung, welche, wie bei Ibsen, von der „Aufdrüselung“ der Charakter ausgeht, groß genug, um einen vollen Bühnenerfolg zu erzielen, wenn der Dichter schon heute auf der Höhe seines Könnens stände, und wenn das Publikum nicht im Banne der thörichtesten Prüderie sich befände. Das zwingende Talent Hauptmanns hat nach manchen Fährlichkeiten sowohl über seine eigenen Fehler wie über das Uebelwollen der Prüderie gesiegt; aber der Sieg hing an einem Haare.

Die Fehler des Dichters bestehen glücklicherweise nirgends in Unvermögen, sondern teils nur in vorgefaßten Meinungen, teils in zu starker Anlehnung an seine Muster. Zu den vorgefaßten Meinungen gehört namentlich die Vorliebe für starke Worte und starke Dinge auch da, wo das Mildere stärker gewesen wäre. Es ist schrecklich genug, daß der Vater Helenens in tierischer Trunkenheit über die Bühne wankt; daß er auch noch sogenannte Liebesgedanken hegt — was trotz „produktiver“ Striche noch deutlich genug blieb — bringt ein fremdes Element in die einfache Geschichte. Hauptmann steht da offenbar unselbständig unter dem Einflusse Zolas, der sich als Franzose auf die größere Natürlichkeit der lateinischen Rasse berufen darf.

An Ibsen dagegen erinnern im Guten und Bösen die edleren Gestalten Hauptmanns. Er hätte den elenden Hoffmann und den rücksichtslosen Schimmelpfennig nicht vor Ibsen schaffen können; Ruhm genug, daß der Abstand kein zu großer ist.

Aber eine Hauptfigur ist ihm mißglückt, weil er zu sehr Ibsen sein wollte: der Agitator Alfred Loth. Hier ist es dem Publikum nicht so übel zu nehmen, daß es an der Absicht des Dichters irre wurde. Er wollte sicherlich einen einseitigen, unreifen, verschrobene Menschen darstellen, hat aber noch etwas unreif seine subjektiven, pathetischen Weltverbesserungsvorschläge in ihn hineingelegt. Daß Loth seine Braut sitzen läßt, nachdem er den Potatoren-Charakter ihrer Verwandten erfahren hat, wirkt als Brutalität, weil er vorher ganz Schwärmer war. Ein Buch gegen den Alkoholismus darf so schließen; eine Dichtung darf ihren Helden nicht auf einen Lehrsatz stellen. Alfred Loth ist noch zu sehr ein Liebling des Verfassers; er hat sich noch nicht genug emancipiert.

Die Stücke von Wilbrandt und Lindau sind von ihrem Publikum mit dem üblichen Applaus aufgenommen worden. Als aber um die Mittagszeit des Sonntag Hauptmanns „Vor Sonnenuntergang“ in einer vortrefflichen realistischen Darstellung zu Worte kam, da entspann sich zwischen Gegnern und Freunden der neuen Richtung ein heißer Kampf. Jeder Freund der Litteratur kann dies Aufeinanderplagen der Geister nur willkommen heißen; um die Schablone können sich die Gemüter niemals so sehr erhitzen.

Was schließlich die Bischer niederzwang, waren nicht die Freunde des Realismus, sondern die dichterische Kraft des Stückes. Namentlich die große Liebeszene im vierten Akte, der wenig Ebenbürtiges an die Seite zu stellen ist, beweist, daß Gerhart Hauptmann eine Zukunft hat. Und im Reiche der Kunst ist, wem die Zukunft gehört, mächtiger als die Männer der Vergangenheit und der Gegenwart.



Kleine Kritik.

✻

Bischer-Erinnerungen. Ein Beitrag zur Biographie Hr. Th. Bischer's von Ilse Frapan. (Stuttgart, G. Z. Göschen'sche Verlagshandlung, 1889.)

Der alte Bischer war einer der freiesten Geister unserer Zeit. Als Dichter und Kritiker darf er nur mit den Ersten gemessen werden. Überdies aber war er eine solche Persönlichkeit, daß seine Leser sich mit der litterarischen Verehrung nicht leicht begnügen, ihn vielmehr selbst lieben lernen. Wie es Schriftsteller giebt, so dumm, daß man über ihre Bücher hinweg sie selbst verächtlich findet, — so lenkt Bischer unbewußt alle Begeisterung seiner Gemeinde auf seine Person. Die Erinnerungen von Ilse Frapan werden darum jedem Deutschen, der seinen Bischer bewundert, willkommen sein. In frischster Darstellung, welche selbst wieder eine Dichternatur verrät, hat die Verfasserin den jugendlichen Kreis auf der Lehrkanzel, in seinem Hause und in der Stuttgarter Gesellschaft geschildert. Alles ist, trotz der ledigen Subjektivität der Darstellung, dankenswert. Nur an zwei Stellen begeht Ilse Frapan unbegreifliche Taktlosigkeiten, indem sie mündliche Ausfälle gegen lebende Schriftsteller mit vollem Namen wiedergiebt. Das war wohl nicht im Sinne des Verstorbeneu. In dem ersten Fall handelt es sich um eine Berliner Dame, gegen welche ein bekanntes Bischer'sches Gedicht gerichtet ist; Bischer war Manns genug, die Angegriffene selbst zu nennen, wenn er das für richtig hielt. Der zweite Fall betrifft den geistreichen und feinfühligsten Ernst von Wolzogen, dem Ilse Frapan vorwirft, er habe eines seiner Bücher dem alten Bischer ohne Erlaubnis gewidmet, habe überdies in seiner Anfrage sich Frechheiten erlaubt und in dem Widmungsgebicht abermals Taktlosigkeiten begangen. Darauf habe Bischer „geschwiegen, um nicht sehr unfreundlich zu werden.“ Hier muß entweder den alten Herrn oder die junge Dame unbedingt das Gedächtnis verlassen haben. Ist es schon von vornherein schwer zu glauben, daß eine so vornehme Schriftstellerin wie die Wolzogens seinen verehrten Bischer in dem Augenblicke anempfehlen werde, da er ihm die Widmung eines Buches anbietet, so ist im folgenden Briefwechsel vollends die objektive Unwahrheit jener Be-

hauptung erwiesen. Ernst Freiherr von Wolzogen schreibt an den Herausgeber dieses Blattes, nachdem er den Inhalt einer sehr freundlichen Bischer'schen Postkarte („meine Zeit . . . reicht nur zu einfachem Ausdruck des Dankes für Ihr warmes Entgegenkommen“) mitgeteilt hat, folgendermaßen:

Daß ich daraufhin mich nicht gerade genötigt fühlte, die schon gedruckte Widmung aus dem Saße meines Buches „Heiteres und Weiteres“ entfernen zu lassen, dürfte den Vorwurf der Frechheit wohl noch nicht rechtfertigen. Ich war aber damals dem alten, derbehrlichen Schwabenprofessor eben ein beliebiger junger Fant, von dem er sonst nichts wußte, der wie zehntausend andere viel unnütze Tinte versprochen mochte. Was Wunder, wenn er in vergnügter Gesellschaft, zumal wenn diese seinen Spott herausforderte, sich in seiner derben Art über diesen beliebigen jungen Fant lustig machte, zumal wenn ihm der Scherz mit der „Gloria-Hofe“ so nahe gelegt wird! Ich bin weit entfernt davon, mich durch diese, freilich durch die Veröffentlichung des Protokolls recht peinlich gewordenen Witzesprüche in meiner Verehrung für Bischer beirren zu lassen. Und glücklicherweise bin ich in der angenehmen Lage, Bischer selbst zum Zeugen gegen Fräulein Frapan aufzurufen; denn sobald der alte Herr zwei meiner ihm gewidmeten Novellen gelesen hatte, erkreute er mich mit den beifolgenden Zeilen voll warmer Anerkennung. Ich habe es bisher verschmäht, damit für mein Buch Kellame zu machen; jetzt aber muß ich Sie bitten, verehrter Herr Kollege, dieselben zu meiner Ehrenrettung und — hoffentlich zur Beschämung des etwas vorzeitig Fräuleins Frapan in Ihrem geschätzten Blatte wörtlich abdrucken zu wollen.

Bischer's Brief an Wolzogen lautet:

Verehrter Herr!

Haben Sie Nachsicht, in bin so vielfach in Anspruch genommen, vor allem durch meine Vorlesungen, bin mit Zusendungen, Korrespondenzen so überhäuft, daß ich bis jetzt nur zwei Ihrer Novellen lesen konnte, möchte eingehend schreiben und kann doch jetzt nicht. Ich bitte Sie dringend, in der Kürze dieser Zeilen keine Indifferenz gegen die Wärme zu sehen, die Sie mir entgegenbringen, und nicht zu zweifeln, daß ich lebhaft das Talent, die Frische, die Bergegenwärtigungskraft, die Tiefe der Welterfassung, der Einheit von Ernst und Humor erkenne, die mir aus diesen beiden Erzählungen entgegenkommt. Da und dort finde ich zwar, daß diese *Erzählungen* noch einiger Abklärung bedarf, aber dies will wenig sagen gegenüber dem Geisbeweis im ganzen, der die Ausreifung sicher in Aussicht stellt.

Empfangen Sie meinen besten Dank, erhalten Sie mir, trotz der Dürftigkeit dieser Zeilen, die Bestimmung, die mir aus Ihren Widmungsverfen so hell und warm entgegenkommt.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener

Stuttgart, 26. Dezember 1886.

Hr. Bischer.

Den „Bischer-Erinnerungen“ ist trotz alledem eine zweite Auflage zu wünschen, in welcher Ilse Frapan sicherlich gern *pater peccavi* sagen wird.

Aus der Werkstatt eines Wörterbuchschreibers. Plaudereien von Daniel Sanders. (Berlin, Verlag von Hans Lüftensöder, 1889.)

Der verdienstvolle Sprachforscher Daniel Sanders, dessen deutsches Wörterbuch zu allen andern praktischen Vorzügen auch noch den zählt, fertig geworden zu sein, hat sich zu seinem bevorstehenden siebenzigsten Geburtstag dieses anregende kleine Büchlein beschriftet. Es ist dem Gelehrten sonst verjagt, den Laien in seine Werkstatt hineinschauen zu lassen, weil dieser gewöhnlich weder für das Material, noch für dessen Behandlung Verständnis hätte. Ein Wörterbuchschreiber aber, der die Sprache mit Hilfe der Sprache bearbeitet, kann schon eher auf Verständnis rechnen, und so wird diese Schrift ohne Zweifel dazu beitragen, das Gefühl zu wecken und zu verbreiten, eine wie große und heilige Sache die Muttersprache sei. Und niemand wird es dem Verfasser übel nehmen dürfen, wenn er bei dieser Gelegenheit auf kleine Schwächen des Wörterbuchs der Brüder Grimm hinweist, welches ja übrigens viel engeren Zwecken dient, als das seinige. Noch weniger braucht Daniel Sanders zu fürchten, daß die kleinen biographischen Mitteilungen über sich selbst und seinen Vater dem Leser unwillkommen wären.

Karl Hefel, Die Idee der Wiedergeburt. (Leipzig, Max Spohr.)

Eine von der August-Zenny-Stiftung, deren Zweck die wissenschaftliche Förderung und Verbreitung der Lehre von der Seelenwanderung oder besser der Wiedergeburt ist, gekrönte Preisschrift: damit ist die Richtung des Büchleins schon hinreichend gekennzeichnet. Nachdem der Verfasser einen Überblick über die geschichtliche Entwicklung der von ihm als der Weisheit letzter Schluß gepriesenen Lehre vom Brahmanismus und Buddhismus an bis in unsere Tage hinein gegeben hat, bemüht er sich, sie philosophisch zu begründen, wobei er sich besonders auf Schopenhauer'sche Theorien stützt. Könnte Herr Hefel sich nur erinnern, als was für ein denkendes Wesen er sich selbst vor seiner letzten Wiedergeburt umgetrieben hat! Dann ließe sich vielleicht am ehesten eine historische Erklärung für seine ungeheuerlichen Anschauungen finden. b.

Kuno Fischer, Die Erklärungsarten des Goetheschen Faust (Goethe-Schriften 2). (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.)

Fischer unterscheidet drei Phasen und Richtungen in der Faust-erklärung, eine philosophische, eine historische und eine philologische, welche alle drei, von richtigen Grundgedanken ausgehend, auf Abwege geführt haben. Die erste hat allegorisierende Deutelei, die zweite die Sucht, überall Entlehnungen aus alten ähnlichen Sagenbildungen zu wittern, die dritte allerhand Mißgriffe in der Kritik der Entstehungsart des Gedichts und der Entstehungszeit seiner einzelnen Teile hergebracht. Einer besonderen Würdigung unterzieht er eine Anzahl Scherer'scher Hypothesen, deren Sinnfälligkeit er durch Gegenüberstellung des urkundlichen Materials der von Erich Schmidt aufgefundenen und herausgegebenen ältesten Fassung des Faust zu erweisen sucht. Wo Fischer sich gelegentlich selbst auf das Gebiet der höheren Kritik begiebt, scheint er wenig glücklich. b.

Steeple Chases. Novellen von Hans Hermann. Breslau, S. Schottlaender. 1890.

Die drei Erzählungen sind in einem so frischen, lebendigen Ton geschrieben, daß man sich fortgerissen fühlt mit der lustigen Hetzjagd, selbst wenn man nicht Kürassier-Offizier oder ländlicher Züchter von Rennpferden ist. Daß der Dichter seine „Steeple Chases“ auch ernster aufgefaßt wissen will, beweist die letzte Novelle: „Ausgebrochen!“ sie schildert ein junges Menschenleben, das durch widrige Verhältnisse zu Grunde geht, gleich dem edlen Renner, der aus der Bahn bricht und dadurch das Anrecht auf den Sieg verliert. Freilich, was für eine Sprachbereicherung wir durch diese Geschichten gewinnen, zeigen solche Wendungen, wie: „Lori sah, wie heftig das junge, starke Tier dem Reiter in die Zügel pulste“ u. a. Vielleicht aber beginnt mit diesen Novellen eine neue Richtung unserer Literatur; es würden dann Bücher folgen mit den Titeln: „Regatta, Lawn Tennis, Football“ u. s. w. — 7. —

Rauch und Goethe. Urkundliche Mitteilungen von Carl Eggers. (Berlin, F. Fontane.)

Das Buch ist gewissermaßen ein urkundlicher Nachweis zu dem in der Eggers'schen Rauchbiographie enthaltenen Abschnitt über Rauch und Goethe; es bietet eine stattliche Anzahl von Briefen Goethes, Rauchs, S. Boisserées, Heinrich Meyers und vereinzelt andere. Die persönlichen Beziehungen zwischen Goethe und Rauch knüpfen sich an den Plan eines Goethe-Denkmals für Frankfurt, das Rauch ausführen sollte. Ein paar Besuche Rauchs in Weimar und Jena stellten aufrichtige freundschaftliche Gefühle zwischen beiden Männern her, welche in ihrer fast durchweg praktische künstlerische Fragen behandelnden Korrespondenz zu schönem Ausdruck gelangten. b.

Fürst Bismarck als Humorist. Von Dr. Adolph Kohut. (Düsseldorf, Verlag von Felix Bagel.)

Wenn Könige bauen, haben die Kärner zu thun. Der Humor Bismarcks hätte es verdient, von weniger geschäftsmäßigen Händen ge-

sammelt und von einem etwas verwandteren Kopfe in ein System gebracht zu werden. Wir schlagen Herrn Dr. Kohut, der sein Büchlein recht ungebeten „eine Festgabe zum fünfundsiebzigjährigen Geburtstag“ des Reichskanzlers nennt, noch einige zweckdienliche BÜCHERTITEL vor: Fürst Bismarck als Raucher, Fürst Bismarck als Fußgänger und Reiter, Fürst Bismarck und die deutsche Guttmacherkunst. Solche Erzeugnisse des Buchhandels werden immer ihre Leser finden, und die Gestalt Bismarcks ist groß genug, um auch solche Freunde aushalten zu können. -r.

Joseph Pape, Der Tod. Ein Beitrag zur Aufhellung seines Dunkels. (Leipzig, Max Spohr.)

Ein naiv gläubiges Gemüt läßt es sich angelegen sein, in einer die wunderlichsten Blüten treibenden Ausdeutung der biblischen Paradieserzählung für sich selbst und andere die Gewißheit eines Fortlebens nach dem Tode zu erweisen. Selig sind, die da glauben! Aber unselig die, welche ohne diesen Glauben solche Schriften lesen müssen! b.

Geschichte der deutschen Literatur von Goethes Tode bis zur Gegenwart von Paul Heinze und Rudolf Goette. (Dresden-Striesen, Paul Heinzes Verlag 1890.)

Wer von einer Literaturgeschichte unserer Zeit nichts anderes verlangt, als eine möglichst große Anzahl von Autornamen und BÜCHERTITELN, die mit edler Unparteilichkeit zusammengestellt sind, der mag sich Kürschners Literaturkalender anschaffen. Die Verfasser des vorliegenden Versuches scheinen an Unparteilichkeit dem Literaturkalender ebenbürtig und verschmähnen in ihrem erfreulichen Streben, reichhaltig zu sein, auch die obstruktiven Namen nicht. Nur um zwei Dinge ist es in ihrer Literaturgeschichte schlecht bestellt: um die historische Anschauung und um das literarische Urteil. Mit unglaublicher Sorglosigkeit werden Schriftsteller, welche durch eine Generation voneinander getrennt sind, dicht nebeneinander aufgezählt. Die Mängel des ästhetischen Urteils lassen sich freilich nicht so einfach belegen, sind aber im Grundsatz noch schlimmer. Die Lieblingschriftsteller der Leihbibliotheken, wie Dahn und Ebers, werden mit wärmeren Worten gefeiert, als Dichter von der Größe Paul Heynes und Gottfried Kellers; den genialen Ferdinand Kürnberger scheinen die Verfasser gar nicht zu kennen, da sie ihn als einen Zeitgenossen mit Theophil Zolling und Adolph Kohut in einem Atem unter den Feuilletonisten aufzählen, als ob er auch so ein kleiner Artikelschreiber gewesen wäre. Unsere erste Dichterin, Marie von Ebner-Eschenbach, ist schlantweg übersehen, wogegen Alfred Friedmann und Julius Rodenberg liebevoll und sogar ernsthaft als bedeutende Poeten behandelt werden. Es scheint, daß die Beschäftigung am „Deutschen Dichterheim“ den Verfassern die Andacht zum Einfältigen gestärkt und den Sinn für das Große geschwächt habe. Immerhin ist zu loben, daß diese Literaturgeschichte nirgends eine vorgefaßte Meinung zeigt und ihrem Gegenstande einen gewissen jugendlichen Enthusiasmus entgegenbringt. -r.

Paul Mantegazza, Das heuchlerische Jahrhundert. Aus dem Italienischen von Hulda Meister. (Sena, Hermann Costenoble.)

Es sind nicht eben neue und tiefe Gedanken, die der berühmte italienische Physiolog über seinen Gegenstand vorzubringen hat. Er nimmt das ernste Thema, das er trotz seiner sittlichen Entrüstung über das „Zeitalter des Tartuffe“ in feuilletonistischem Plauderton behandelt, doch gar zu sehr auf die leichte Achsel und bleibt fast durchweg an der Oberfläche haften. Er unterscheidet eine wohlthätige und eine schädliche Heuchelei; der springende Punkt läge nur darin, die Grenze beider Gebiete mit sicherer Hand zu ziehen; dazu ist aber nirgend ein Versuch gemacht. Anregend und fein ist das Eingangskapitel, in welchem Fälle von Heuchelei aus der Tier- und Pflanzenwelt vorgeführt werden. Den Schluß des Buches bildet ein über dreißig Seiten umfassender Katalog der bekanntesten Schönheitsmittel als berechtigte Illustration für den heuchlerischen Drang unserer Zeit. b.

Verlag von Carl Flemming in Glogau.

Sohr-Berghaus Hand-Atlas über alle Teile der Erde

in 100 Blättern
(100 Karten und 36 Nebenkarten).

Ausgeführt in dem kartographischen Institut der Verlagshandlung.

8. vermehrte und verbesserte Auflage.

Der Sohr-Berghaus Hand-Atlas ist in seinen früheren Auflagen in 170000 Exemplaren verbreitet.

Mit dieser achten Auflage wird dem Publikum ein Werk geboten, welches in jeder Beziehung auf dem Standpunkt der heutigen geographischen Wissenschaft sich befindet und allen später entstandenen Atlanten ebenbürtig oder überlegen ist. Als ein besonderer Vorzug dieses Atlas darf gelten, dass die europäischen Staaten, und besonders Deutschland und Österreich, so ausführlich wie in keinem anderen behandelt sind. Wenn es um einen Atlas zu thun ist, der über unser Vaterland und die benachbarten Länder die besten Informationen enthält, dem sei Sohr-Berghaus empfohlen.

Die Ausstattung ist eine höchst elegante, die Karten sind in trefflichem Farbendruck auf sehr schönes starkes Papier gedruckt und entsprechen in ihrem Aussehen allen Anforderungen, welche man an ein solches Werk zu stellen berechtigt ist.

Preis in elegantem, dauerhaftem Ledereinband mit Gold- und Schwarzdruckverzierungen 37 Mk. 50 Pf.

Der Atlas kann auch in Lieferungen à 60 Pf. bezogen werden.

Deutscher Reichs-Anzeiger: „Die geographischen Vorzüge, wie die treffliche technische Ausführung dieses ausgezeichneten Werkes sind allseitig anerkannt und gewürdigt, so dass es einer weiteren Empfehlung desselben nicht bedarf. Eine Zierde der deutschen geographischen Wissenschaft . . .“

Gaea 1889, V. Heft: „Der Atlas ist ein längst eingebürgertes Kartenwerk, das seit vielen Jahrzehnten unter den grossen Handatlanten eine ehrenvolle Stellung einnimmt. . . . Alles zusammengefasst, nimmt der Atlas als ein sehr vorzügliches, überaus reichhaltiges Kartenwerk bezeichnet werden, dessen praktische Brauchbarkeit durch das demnächst erscheinende Ortsverzeichnis noch wesentlich erhöht werden wird. Möge er sich in der neuen Auflage noch zahlreiche neue Freunde zu den bisherigen erwerben!“

Vossische Ztg. (Nr. 191 v. 25. 4. 89): „. . . Diese verbesserte Auflage kann fast als ein durchweg neues Werk gelten. Die Ergebnisse der Forschungen und Entdeckungen, die neuen Vermessungen und staatlichen Veränderungen bedingten bei vielen Karten eine gründliche Umarbeitung. Alle Länder der Erde fanden die gebührende Berücksichtigung. Es wird hier ein Atlas geboten, mit dem sich an Zuverlässigkeit, Übersichtlichkeit und gediegener Ausstattung nur wenige andere messen können.“

Seemanns Litter. Jahresbericht 1888: „. . . In seiner jetzigen Gestalt befriedigt der Atlas selbst die höchsten Anforderungen vollkommen. Der trotz seiner Reichhaltigkeit und schmacken Erscheinung erstaunlich billige Atlas wird eine ebenso prächtige wie nützliche Gabe sein.“

Verlag von Carl Flemming in Glogau.

Das Leben der Vögel.

Dargestellt für Haus und Familie

von
Dr. A. E. Brehm.

2. vermehrte und verbesserte Auflage.

45 Bogen Text mit 24 Vollbildern in Tondruck, sowie 3 Tafeln in Farbendruck, die Eier der Vögel darstellend.

Preis in reich verziertem Kalikoband 9 Mark.

Königliche Zeitung erklärt Brehm's Vögel für „ein Prachtbuch, welches in seiner Art einzig dasteht. Brehm hat als das Liebhaberbuch seines Lebens das Wert im Auge gehabt, das nun vor das deutsche Volk tritt und einen Ehrenplatz auf dem Bücherstische verdient.“

Dr. Carl Kuf: „Ein solches Prachtwerk zu besitzen, muß von vornherein als eine wahre Freude erachtet werden.“

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Carl Flemming in Glogau.

Italien.

Eine Sommerfahrt nach dem Süden

von
Woldemar Kaden.

Lexikon-Format.

VIII und 380 Seiten mit 4 Bildern in Farbendruck, 20 Vollbildern in Tondruck, 64 Textillustrationen und einer Karte.

Preis in elegantem, reichverziertem Kalikoband 12 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Zum bevorstehenden Weihnachtsfeste wird im Verlage von Carl Flemming in Glogau erscheinen:

Die Fahrt zum Christkind.

Ein Weihnachts-Märchenbuch

für
deutsche Kinder

von
Julius Lohmeyer.

Mit Bildern von **V. V. Mohn** und Melodien
von **Theodor Krause.**

Groß-Quart.

In hocheleganter, farbenreicher, künstlerischer Ausstattung.

Preis gebunden 6 Mark.

Es wird hier ein ecktes Weihnachtsbuch geboten, wie es unsere Jugendliteratur bisher noch nicht besaß. Die anmutige, rührende Weihnachtsdichtung unseres beliebten Jugendspeiers hat bereits bei den Weihnachtsvorführungen der großen Transparentenbilder im Verein Berliner Künstler ihre Feuerprobe bestanden. Dieses Weihnachtsbuch mit seinen vielen vollendet schönen, farbenprächtigen Weihnachtsbildern vom Meister Paul Mohn, das sich an Kinder von etwa 5—9 Jahren wendet, bietet auch zugleich die heiteren und erhebenden Gesänge nach den Kompositionen von Theodor Krause für die mütterliche Begleitung.

Es ist dies ein Buch von dauerndem Wert, das so recht geeignet ist, die Weihnachtsfreude und Vorfreude bei jung und alt zu verklären.

Verlag von Carl Flemming in Glogau.

Hubertus-Bilder. Ein Album für Jäger und Jagdfreunde von Guido Hammer. 4 Farbendruckbilder. 65 Holzschn. 7 Mk.

Verantwortlicher Redakteur: Fritz Mauthner in Berlin W., Frobenstraße 33. — Druck und Verlag von Carl Flemming in Glogau.